



Frankfurter Allgemeine
Magazin

SCHÖNHEIT SPEZIAL
MÄRZ 2022

Malerisch

Ein Heft über erste, zweite und dritte Eindrücke im Leben

LABORATOIRES
FILOGA
PARIS

NEU

TIME-FILLER 5XP

Unsere meistverkaufte Faltencreme⁽¹⁾ inspiriert von Techniken der ästhetischen Medizin.

GLÄTTET DIE 5 WICHTIGSTEN
ARTEN VON FALTEN.

5 ARTEN
VON
FALTEN*
EXPERTISE
*MIMIKFALTEN, TIEFE FALTEN,
TROCKENHEITSFALTEN,
FEINE FALTEN, HALSFALTEN

Frauen bestätigen:
GLATTERE HAUT IN
EINER WOCHEN

83%⁽²⁾

DAS 1. FRANZÖSISCHE LABOR FÜR ÄSTHETISCHE MEDIZIN

(1) Von Filorga. (2) Selbstbeurteilung – 30 Testpersonen – Zweimal tägliche Anwendung 7 Tage lang.
*1978 gegründet.

Editorial



Auch das kann Kunst sein:
Leonie Volk und Celina Plag
bilden in diesem Heft den
Nail-Art-Trend ab.

Fertig ist der Lack

Schauen Sie mir bitte nicht auf die Finger. Also nicht wortwörtlich, vor allem nicht auf die Nägel. Morgens duschen, anziehen, Mascara auf die Wimpern – klappt. Aber es ist mir ein Rätsel, wie andere Frauen auch das noch schaffen: immerzu mit makellosen, knallroten Nägeln durchs Leben zu gehen. Meine letzte Salon-Maniküre ist Jahre her. Nagellack trocknet bei mir schneller in der Flasche ein, als ich ihn aufbrauchen kann. Vielleicht gab es einmal andere Zeiten, vor dem Kind. Aber selbst auf den Mental-Load-Diagrammen, in denen Alltagsaufgaben minutiös vermerkt sind und innerhalb der Familie aufgeteilt werden sollen, taucht das Modewort Selfcare auf. Die kommt oft zu kurz, weil es wichtiger ist, dass Brot im Haus ist und das Kind passende Schuhe trägt. Weil eben häufig auch das Putzen des Autos noch dringender zu sein scheint als das herausgeputzte Selbst. Das soll nicht der Anfang einer Rede für Perfektionswahn sein, sondern ins Heftthema einleiten: Schönheit. Welche Bedeutung haben erste Eindrücke? Sind Nägel oder Zähne wirklich unsere Visitenkarten? Die Haut ein Spiegel der Seele? Zweimal im Jahr liegt das F.A.Z.-Magazin, das sonst als Beilage der Tageszeitung

erscheint, mit diesem Spezial-Thema der Sonntagszeitung bei. Von der Schönheit ist es nicht weit bis zu allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen und Rollenbildern. Katharina Pfannkuch beobachtet in dieser Ausgabe zum Beispiel, wie der einst höflich gemeinte Begriff der „Dame“ einen zunehmend despektierlichen Unterton bekommt. Barbara Russ erinnert daran, wie sich der Ruf von Warmduschern und Sitzpinklern unter Männern in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat. Und der Dermatologe Volker Steinkraus erzählt Sabine Spieler im Interview, dass sich die Geschlechter gar nicht so sehr voneinander unterscheiden, zumindest nicht im Hinblick auf Hautbedürfnisse. Ein Mann mit lackierten Nägeln begegnet Ihnen zwar nicht in diesem Heft, dafür zeigen Leonie Volk und Celina Plag, wie die Salon-Maniküre in einer Kunstform aufgegangen ist: der Nail Art. Und ich spreche mit der Düsseldorfer Malerin Meral Alma, deren Nägel bei der Arbeit fast so viel Farbe abbekommen wie ihre Punk-Bilder. Aber blättern Sie selbst, ob mit manikürten oder ungefeilten Nägeln. Schauen Sie uns dabei aber bitte nur im übertragenen Sinne auf die Finger. *Jennifer Wiebking*

Freuen Sie sich auf die individuelle Beratung
der Beauty Professionals in Ihren YBPN-Parfümerien.

ybpn.de



YOUR BEAUTY
PROFESSIONAL
NETWORK

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Johanna Christner, Johanna Dürholz,
Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Sabine Hoffmann,
Caroline Jebens, David Klauert, Matthias Kreienbrink,
Ben Kuhlmann, Estelle Marandon, Celina Plag,
Katharina Pfannkuch, Franziska Prohl, Barbara Russ,
Anna Schiller, Peter-Philipp Schmitt, Sabine Spieler,
Bernd Steinle, Karin Truschett, Jennifer Wiebking,
Maria Wiesner

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das
„Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.
Alle Rechte vorbehalten.
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen
Beiträge und Abbildungen, besonders durch
Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme
der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und
strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder
Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter
Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum
Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Siefern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im
Impressum genannten Verantwortlichen und
Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:
Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker,
REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,
Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Gierth

Druck:
Mohndruck GmbH
Carl-Bertelsmann-Straße 161M
3331 Gütersloh

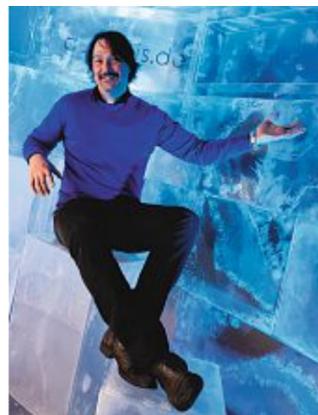
KATHARINA PFANNKUCH

sieht in der Sprache ihr wichtigstes Werkzeug. Deshalb schaut sie ganz genau hin, wenn eigentlich recht altmodische – und positiv besetzte – Begriffe in neuen Zusammenhängen auftauchen. So wie seit einiger Zeit die „Dame“. Außerdem traf die freie Journalistin für diese Ausgabe zwei Herren, die gewissermaßen über Sprache zueinanderfanden: Der Drogeriemarkt-Gründer Dirk Roßmann und der ehemalige Journalist Ralf Hoppe erzählten ihr, wie sie Freunde wurden. (Seiten 15 und 24)



CHARLOTTE HUGUET, ESTELLE MARANDON UND GESA HANSEN

(von links) lebten lange als überzeugte Städterinnen in Paris. Vor nicht allzu langer Zeit krepelten sie aber ihr Leben um. Den engen Wohnungen und den hektischen Vierteln kehrten sie mit ihren Familien den Rücken und zogen aufs Land. Dort trafen sie viele andere Menschen mit ähnlichen Biographien. Einige von ihnen stellen die drei Freundinnen in ihrem neuen Buch vor – und in dieser Ausgabe. (Seite 40)



Fotos Unternehmen, Privat (2), Nathalie Mönchler

MARKUS FICHTNER hat unser Team bei der Fotoproduktion für dieses Heft mit einer ungewöhnlichen Requisite versorgt: Kunsteisblöcken, die nicht schmelzen, also wiederverwendbar sind. Sie kommen unter dem Namen Acryleis bei Modeveranstaltungen zum Einsatz. Fichtners Vater verpasste damit schon in den Neunzigerjahren der Werbung für Wodka Gorbatschow ihren typisch eisigen Look. (Seite 16)



SABINE SPIELER lebt als freie Journalistin und Trendexpertin in München. Eigentlich kommt sie aus der Mode – doch seit vielen Jahren schreibt sie regelmäßig über Beauty, auch für die F.A.S. Die meisten ihrer Freundinnen unterhalten sich lieber über ein neues Serum als über eine Trendfarbe. Das bestätigt ihre Theorie, dass viele Menschen nicht nur ihr Portemonnaie, sondern auch ihre Haut im Namen der Schönheit überstrapazieren. Mit dem Hamburger Dermatologen Volker Steinkraus hat sie darüber gesprochen. (Seite 34)



the
upper house
collection

ROHLEDER
HOME COLLECTION

Hochwertige Home-Accessoires von Rohleder.
Made in Germany.



40

// „Bei trockener Haut viel trinken? Das ist leider ein Irrglaube. Die Haut ist nur unzureichend an unseren Blutkreislauf angeschlossen, sie liegt an der Peripherie, anders als Herz, Muskeln und Nieren.“ //



37



22



16

Foto: Stephanie Förschen; Getty, Tom Blesch; Illustration: Daniel Stolle

12	Sie lebt Beauty	Lange bereitete die Haut Mareike Peters Probleme. Heute ist sie als Schönheitsunternehmerin erfolgreich – und gerade mal 26.	Von Jennifer Wiebking Fotos Thomas Dashuber
15	Na, diese Dame!	Die ehemals respektvolle Anrede einer weiblichen Person ist immer öfter despektierlich gemeint. Wie konnte es dazu kommen?	Von Katharina Pfannkuch
16	Nailed It	Auffälliges Nageldesign ist nicht mehr ausschließlich etwas für Spezial-Salons, sondern mittlerweile eine eigene Kunstform.	Von Celina Plag und Leonie Volk Fotos Tom Blesch
22	Oh Mann	Wahre Männlichkeit hat in Zeiten von Manspreading und Mansplaining keinen guten Ruf. Und was sagen die Männer dazu?	Von Barbara Russ Illustration Daniel Stolle
24	Freundschaft und Arbeit	Der Drogeriemarkt-Unternehmer Dirk Roßmann und der ehemalige Journalist Ralf Hoppe im Interview	Von Katharina Pfannkuch Fotos Daniel Pilar
27	Der Nase nach	Viele Menschen haben etwas auszusetzen an ihrer Nase. Zwei Frauen ließen sich operieren und erzählen, wie es lief.	Von Sabine Hoffmann
28	Gibt den Ton an	In bestimmten Situationen kann uns Musik wie eine gute Freundin zur Seite stehen. Vier Personen berichten, was das für sie bedeutet.	Von Matthias Kreienbrink
30	In ihren Köpfen	Die Künstlerin Meral Alma zeigt mit ihren Punk-Figuren, dass Schönheit nicht allein an der Oberfläche sitzt.	Von Jennifer Wiebking Fotos Marcus Simaitis
37	Große Seifenoper	Die Produkte einer ehemals kleinen australischen Firma sind heute Distinktionsmerkmal einer gesellschaftlichen Gruppe.	Von Jennifer Wiebking
39	Schöner Schein	Ästhetische Eingriffe sind immer seltener offensichtlich. Im Netz schauen einige Detektive genauer hin.	Von Caroline Jebens
40	Zimmer frei	Ehemals Städter, jetzt Wahl-Landeier: Auch in Frankreich wünschen sich viele ein Leben mit mehr Platz. Wo finden sie ihn?	Von Estelle Marandon

8 Prêt-à-Parler 36 Grüße aus Flims und Laax 38 Mood/Mut 42 Fragebogen



DEINE PERFEKTE CHINO

Die Longs - MR MARVIS' Chino-Hosen - sind perfekt für den Frühling und Sommer. Der elastische Stoff ist leicht und zudem noch weich. Der teilweise elastische Hosenbund garantiert die ultimative

Passform und bietet ein Maximum an Komfort. Die Longs sind die perfekte Chino für das Büro und Wochenenden zugleich. Jetzt verfügbar in 23 Farben. Für welche wirst Du Dich entscheiden?



FINDE DEINE JETZT AUF MRMARVIS.DE

Zum Titel
Den Punk hat Meral Alma für diese Ausgabe des F.A.Z.-Magazins gemalt. Fotografiert hat ihn Marcus Simaitis.

Im Netz: www.faz.net/stil
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil
Instagram: @fazmagazin
Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 9. April bei.



Prêt/à/Parler

LIPPENSTIFTE

Bei Teams ist jetzt Frühling

► Ein Lippenstift ist ein Lippenstift bleibt ein Lippenstift – und damit ein krisengestähltes bisschen Kosmetik. Lange sah es in den vergangenen zwei Jahren anders aus: Mund-Nasen-Schutz und Lippenstift ergaben zusammen wenig Sinn. Die Maske musste bleiben, der Lippenstift also gehen. Die Verkäufe brachen ein, bei Make-up belief sich das Minus im Jahr 2020 sogar auf 27 Prozent, meldete der für Kosmetik zuständige Verband VKE. Der Lippenstift, so die Annahme, konnte sich zwar in der Weltwirtschaftskrise 1929 behaupten, die gedrückte Stimmung in Folge der Terroranschläge vom 11. September 2001 ein wenig heben und sich den knapperen Budgets während der Finanzkrise 2009 fügen. Immer stiegen die Verkäufe. Nicht während Corona. Der Lippenstift floppte.

Im dritten Jahr der Pandemie ändert sich das: Der Lippenstift ist doch noch da, er leuchtet voran in Konferenzen bei Teams, Zoom und Skype, und da trifft man sich immer öfter, auch in Zeiten von Öffnungsschritten. Das mag einerseits ein Zeichen von digitalem Fortschritt sein, andererseits weiterhin Schutz vor Infektionen bieten – und damit ist es eben doch eine Begleiterscheinung von Krise. Und Krise kann der Lippenstift. Wenn uns jede Digital-Konferenz nervigerweise den Spiegel vorhält, dann wird der eigene

Anblick vielleicht gleich erträglicher mit etwas Rot auf den Lippen. Auch der VKE meldet, die Zahlenlage, besonders bei roten Lippenstiften, deute wieder nach oben. Die Lippenstifte für dieses Frühjahr könnten noch ein paar mehr kräftige Farben zurückbringen. Ein anderer Hingucker vor unscharf gestelltem Digital-Hintergrund wäre zum Beispiel Hermès-Orange, also der Rouge Hermès in der Nuance Orange Capucine (6). Oder Fuchsia, zum Beispiel der L'Absolu Rouge von Lancôme (7), der Creamy Lipstick von Babor (2), der Contouring Lipstick von Sensai (3), der Joli Rouge Brillant von Clarins (1), der Rouge Allure L'Extrait von Chanel (4) und der Stift aus der Reihe Sheerlips von Dolce & Gabbana in Spring Peony (5). Der Name sagt es schon: Damit ist selbst bei Teams Frühling. (jwi.)

Foto Schmott Studios



HOFACKER
www.goldschmiede-hofacker.de/bhs



TASCHEN IM MUSEUM

Eine Ausstellung für Tsatsas

► Das breite Band hat sich wie zufällig verknotet. So sieht der Riemen einer Tasche des Frankfurter Labels Tsatsas aus. Sie trägt den Namen Tape, also Paketband, denn das war die Inspiration für diese Clutch. Rein dekorativ sei der Knoten jedoch nicht, sagt Designer Dimitrios Tsatsas: „Jedes Element soll eine Funktion haben.“ Der Knoten wird bei diesem Modell zum Griff.

Klare Formen, Funktionalität und nachhaltiges Leder: Das sind die Komponenten, aus denen Tsatsas und seine Frau Esther Schulze-Tsatsas in Frankfurt zeitlose Taschenmodelle entwerfen. Im Luxussegment bräuchten sie es hier gar nicht erst versuchen, riet man ihnen, als sie ihr Unternehmen 2012 gründeten. Mittlerweile verkaufen sich ihre Clutches, Schultertaschen und Koffer auf der ganzen Welt. Vier Mitarbeiter stellen sie in Handarbeit in Offenbach her.

Die Stadt war über Jahrhunderte Zentrum des deutschen Lederhandwerks. Mit der Tradition der Lederstadt spielen die beiden Designer bis heute. „Wir sind nicht nostalgisch.“ Eine Tote-Bag dachten sie etwa neu, indem sie ihr nur einen Griff gaben. Mit einem Magneten lässt sich die Tasche verschließen, das weiche Kalbsleder des schlicht geschnittenen Modells wird geschickt in Falten geworfen.

Mit seiner Familie kam Dimitrios Tsatsas aus Griechenland nach Offenbach. Dort eröffnete der Vater ein Täschner-Atelier, produzierte unter anderem für MCM. „Ich mochte das Handwerk wahnsinnig gern“, sagt Dimitrios Tsatsas, der schon in seiner Schulzeit in der elterlichen Manufaktur aushalf. „Die Arbeit mit meinem Vater hat mich schon als Kind

sensibilisiert, Objekte anders wahrzunehmen.“ Gestaltung sei für sie kein linearer Prozess: Bei der Tasche Tape etwa hätten sie zuerst den Griff entworfen und sich dann überlegt, welche Tasche dazu passen könnte. Eigentlich sollte die Clutch einmal eine Männerhandtasche werden.

Das Leder beziehen die Designer von Unternehmen, die sich zu umweltfreundlicher Produktion verpflichtet haben. „Leder ist das älteste Recyclingprodukt der Welt“, sagt Esther Schulze-Tsatsas. Zur Nachhaltigkeit gehört aus Sicht der beiden aber auch, dass eine

Unterm Arm und bald im Museum: die Tape-Clutch von Tsatsas

Tasche nicht bloß eine Saison lang hält. Die Qualität stehe über allem, sagen sie. Die Reißverschlüsse sind aus Metall, die Beschläge aus recyceltem Messing gefertigt. „Die Tasche soll sich auch beim Reingreifen angenehm anfühlen“, sagt Esther Schulze-Tsatsas. Jedes Stück bekommt deshalb ein blaues Innenfutter aus Leder. Das sieht nicht nur gut aus, sondern hält auch länger als Stoff.

Anlässlich der Gründung der Marke vor zehn Jahren widmet das Deutsche Ledermuseum in Offenbach dem Label nun schon eine Ausstellung. Auf einem Förderband werden die Designstücke an den Besuchern vorbeiziehen. Anhand von Skizzen, Schnittmustern, Modellen aus Papier und Moodboards zeichnen die Designer ihre Gedankengänge nach – bis zur fertigen Tape-Clutch. *Anna Schiller*

„Tsatsas – Einblick, Rückblick, Ausblick“ ist vom 1. April bis zum 30. Oktober 2022 im Deutschen Ledermuseum in Offenbach zu sehen.

MODE

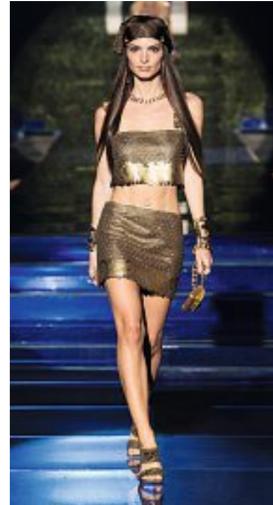
„Erotik kann für ein selbstbestimmtes Frauenbild stehen“

► *Mikro-Röcke, BH-Tops: Die Mode für das Frühjahr vermittelt den Eindruck, das Spiel mit Erotik sei wichtiger geworden. Herr Paternot, Sie haben im Marketing von Luxusmarken gearbeitet und sich mit dem Thema Erotik an der Universität Mainz beschäftigt. Können Sie den Trend erklären?*

Ich denke, Corona ist ein Grund. Die Menschen waren viel zu Hause, und sie hatten wenig zwischenmenschliche Nähe. Jetzt kommt der Frühling und hoffentlich eine Pause von Corona. Und damit die Möglichkeit, sich wieder schick zu machen. Dazu gehört es auch, Haut zu zeigen. Aber es hängt auch davon ab, was man unter Erotik versteht. Das ist für die meisten zunächst einmal Sex-Appeal, aber in unserer Forschung haben wir festgestellt, dass Erotik komplexer ist. Es gibt sechs Dimensionen: Begehren, Übermaß, Sexualität, Geselligkeit, Glamour, Befreiung. Alle sind anwendbar auf die Damenmode, die all das zum Ausdruck bringen kann. Erotik hat noch einen schlechten Ruf, Veränderungen sind aber zu beobachten.

Trifft das besonders auf jüngere Menschen zu?

Man merkt, dass die jüngere Generation weniger Hemmungen hat. Wir haben festgestellt, dass ältere Menschen Erotik eher in Verbindung mit verwerflichem Verhalten bringen als jüngere, die darunter eher Extravaganz verstehen. Das trifft übrigens besonders auf Frauen zu. Vor 20, 30 Jahren wären wir hier sicher zu anderen Ergebnissen gekommen.



Hautnah: Emily Ratajowski bei der Schau von Versace und Fendi

größten Schauen statt, damit haben die Menschen Berührungspunkte, die es woanders nicht gibt.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



Marc Paternot ist Dozent in Betriebswirtschaft an der Hochschule Fresenius am Campus Köln. Er forscht im Bereich Luxusmarketing.

► Briefe, in denen „mehr Informationen unter der folgenden Nummer“ steht, können in dubiosen Geschäften enden oder in großen Abenteuern. In diesem Brief stand: Es handele sich um „ein Fachwerkhaus aus dem Jahr 1903“, das unweit von Frankfurt renoviert worden sei und als Hotel der Lindenberg-Gruppe „mitten im Wald“ für Gäste bereitstehe. Einen Weinkeller gebe es auch. Der Name: Luchs.

Das war mehr, als die meisten Hideaways zu bieten haben, die über lange Pandemienmonate auf einer Airbnb-Liste für „Versteckte Unterkünfte“ gelandet waren. Also haben wir der Nummer über Whatsapp geschrieben, kurz darauf kam eine Beschreibung mit Google-Koordinaten: „Bitte am Waldrand parken und zu Fuß weiter.“

Schon die Anfahrt war ein bisschen wie ein Abenteuer. Wir parkten das Auto, schulterten den Weekender und gingen los, vom Hauptweg ab über Pfade, bis wie versprochen das Fachwerk durchs Laub zu sehen war.

Das gut versteckte Häuschen entpuppte sich als Schatzkammer: In der Küche standen Obst und Gemüse von den umliegenden Wiesen, im Kühlschrank diverse Saucen. Im Wohnzimmer nebenan verbreiteten am Kamin die honiggelben Kacheln des Designers Sebastian Herkner schon Wärme, noch ehe man den ersten Holzsplitter unter der Bank hervorgeholt hatte. (Das Häuschen lässt sich nur mit dem Kamin heizen, die Anleitung ist aber verständlich.) Eine Treppe höher ein Bett, von dem man über die Wiesen zum Wald blickt. Nur die Vögel schauten von der Eberesche ins Fenster und zwitscherten. Sonst herrschte Ruhe – was wollte man mehr? Wein, natürlich.

Der große, schwarze Schlüssel zum Keller lag auf dem Küchentisch, auf dem Zettel daran stand: „Trink mich“. Ob der Wein zu Größenveränderungen führen würde wie einst der Inhalt einer Flasche mit ähnlichem Etikett im Kinderbuch „Alice im Wunderland“? Da dies ja ein Abenteuer war, musste der Versuch gewagt werden. Die Flasche, die mit goldenem Etikett vom französischen Pic Saint-Loup kündete, nahmen wir mit nach oben. Auch weil der Wolf im Namen des Bergs, an dem die Reben gewachsen waren, irgendwie passend zur einsamen Übernachtung in der Natur erschien. Ob der Wein dann tatsächlich die Größe veränderte, können wir nicht sagen. Es hat uns ja keiner gesehen, hier draußen im Wald. *Maria Wiesner*

Anfragen zum Luchs: Whatsapp: +49(0)176 56 93 59 02; E-Mail: luchs@thelindenberg.com

Wie sieht es bei den Herren aus?

Es könnte sein, dass die Mode für Männer nachzieht.

Die aktuelle Mode ist also nicht Ausdruck eines rückständigen Frauenbilds, sondern eines selbstbestimmten?

Das hängt von der Perspektive ab: Wenn in einem Land Meinungsfreiheit und Gleichberechtigung herrschen, dann kann Erotik für ein selbstbestimmtes Bild stehen, weil die Frau selbst entscheiden kann, welche Facetten sie zeigt. Aber die Voraussetzung dafür ist, dass eine Gesellschaft in Freiheit leben darf.

In den vergangenen Jahren wurde viel über Körpervielfalt gesprochen. Sind wir darüber körperlicher geworden?

Selbst wenn auf den Modenschauen ein Typ Körper zu sehen ist, passt die Mode sich heute verschiedenen Körperbildern an. Insgesamt sind wir sinnlicher geworden, und Erotik basiert auf unseren fünf Sinnen.

Sie sind Franzose und kommen somit aus dem Land, das berühmt ist für seine sinnliche Haltung zum Leben.

Flirten ist akzeptierter. Das heißt nicht, dass man weitergeht als in Deutschland. Was den Körper betrifft, sind die Menschen sogar etwas konservativer. Zu beobachten ist das in der Sauna: In Deutschland ist es normal, nackt zu sein, in Frankreich ein No-Go. Wir Franzosen geben uns bedeckter, aber haben weniger Hemmungen, uns in der Mode auszuleben. Das hat auch mit der Bedeutung der Designer zu tun. In Paris finden die

rs



1



3



4



2

Nur noch wenige Exemplare!

Bronzeskulpturen von Beate Debus

Beate Debus thematisiert in ihren Skulpturen die Dualität zweier Figuren und hebt diese durch die Hell-Dunkel-Färbung hervor. Abstrahierende, filigrane und von einer außerordentlichen Dynamik geprägte Linien, die mit ihren tänzerischen Bewegungen in den Raum hinein greifen und vom Auge, trotz des Abstraktionsprozesses, als verborgene Menschengestalten wahrgenommen werden.

Sichern Sie sich eine der Bronzen der erfolgreichen in 1957 in Eisenach geborenen Künstlerin. Unser Partner DIE GALERIE übernimmt die Abwicklung.

1. Kreuzspiel: 2016, 64×43×28, 12.500 Euro, 6 Ex.

2. Kreuzdoppelgang: 2016, 64×44×24, 11.000 Euro, 6 Ex.

3. Fluchtkreuz: 2016, 75×50×60, 15.500 Euro, 6 Ex.

4. Kleiner Schwung: 2019, 57×34×18, 12.000 Euro, 6 Ex.



Beate Debus bei ihrer Arbeit. „Für mich ist Skulptur Körper im Raum, er baut sich durch Formen, Linien, Strukturen auf, die dem Inhalt Bedeutung verleihen.“

F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften und vielversprechenden Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info (069) 75 91-10 10, Fax (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine
SELECTION

Sie lebt

Von Jennifer Wiebking, Fotos Thomas Dashuber



Als Kind litt Mareike Peters unter Neurodermitis, dann unter Unreinheiten. Heute behauptet sie sich mit Niacinamid, Zink und Salicylsäure im umkämpften Kosmetikmarkt – und ist gerade einmal 26 Jahre alt. Ein Besuch in München.

Ü Beauty

Über die Ausstattung eines Studentenzimmers reden Menschen Jahre später eher selten. Dabei könnten diese ersten eigenen vier Wände nach dem Auszug bei den Eltern unterschätzt sein. Weil die Mittel in der Regel begrenzt sind und der Mensch in dieser Zeit anders zu sich findet als etwa im Alter zwischen 45 und 50, erzählt die erste Bleibe vielleicht sogar recht viel über Ziele und Wünsche im Leben. Mareike Peters richtete die zwölf Quadratmeter im Studentenwohnheim in Berlin neben einer zwei Quadratmeter großen Nasszelle und einer winzigen Küche folgendermaßen ein: „Auf der linken Seite stand mein Bett, die rechte Seite habe ich mit Edeltahlstischen ausgestattet.“

Von 2015 an studierte Peters Kommunikationsmanagement in Berlin. Die Edeltahlstische standen aus einem anderen Grund da. Ihr Studentenzimmer war halb Schlafzimmer, halb Labor. Dort experimentierte sie mit Wirkstoffen, die ihre eigenen Hautprobleme lindern sollten. Als Kind litt sie unter Neurodermitis, später unter Unreinheiten. An den Edeltahlstischen testete Peters auch, was ihrer Schwester, die mit noch größeren Schwierigkeiten als sie zu kämpfen hatte, guttun könnte. Und wie ihre Oma auf die selbst angerührten Tinkturen reagierte.

Für Mareike Peters war die eigene Haut schon immer ein Thema. Heute lebt sie Beauty. Einerseits war es eigene Not, andererseits ist es Faszination: Mit gerade einmal 22 Jahren hat Mareike Peters ein Unternehmen gegründet, mit dem sie das Generationengerade nur bestätigt. Sie ist zwar 1996 geboren, und streng genommen fallen erst die von 1997 an Geborenen in die Gruppe der Generation Z. Aber wenn es heißt, dass viele dieser jungen Menschen

konzentrierter an die Arbeit gingen als die nach Work-Life-Balance und Me-Time strebenden Millennials, wenn zugleich von einem größeren Bewusstsein für soziale und ökologische Nachhaltigkeit in dieser Altersgruppe die Rede ist, dann trifft beides auf sie zu: Sie ist 26 Jahre alt und steht heute in einem großzügigen Laden mit dem Namen ihres Unternehmens an der Tür. In den Regalen stehen ausschließlich Produkte ihrer Marke NKM. Und das in der Müllerstraße 10, unweit vom Gärtnerplatz in München. Die Logos in der Gegend sind bekannt, auch hier können sich vor allem etablierte Ketten die Mieten überhaupt leisten. In vergleichbarer Lage eröffnen Mareike Peters und ihr Geschäftspartner und Freund Alexander Hefeke, 32 Jahre alt, in diesem Sommer in Berlin. Einen Hamburger Laden unterhalten sie auch schon.

Vergangenen April nahm das Magazin „Forbes“ Mareike Peters auf seine Liste der 30 unter 30 auf. Ein Start-up sei es trotzdem nicht, was sie mit Naturkosmetik innerhalb kurzer Zeit aufgebaut habe, sagt sie. „Ich fühle mich nicht unbedingt als Teil dieser Welt. Klar kenne ich jetzt Leute, die Unternehmen gründen und führen, allerdings ist es nicht unser Weg, über Venture Kapital ins Unternehmen zu holen.“ Für jemanden, der in der Beauty-Branche tätig ist, in dessen Kern das Streben nach angeblich ewiger Jugend liegt, fällt daraufhin ein bemerkenswerter Satz: „Ich möchte NKM machen, bis ich alt und schrumpelig bin.“

Mareike Peters hat wenig übrig für leere Versprechen. Die Beauty ist vielmehr ihr Lebensthema, diese nur vermeintlich ausschließlich schöne Materie, zu der, anders als ihr Name und Ruf suggerieren, unweigerlich auch die nicht so makellosen Seiten gehören, ein unguutes Körpergefühl zum Beispiel. Rollenklischees. Oder eben Hautprobleme, wie bei

Vom Labor im Studentenzimmer zum Unternehmen mit mehr als 60 Mitarbeitern: Mareike Peters, hier in ihrem Münchner Laden





Drei Stockwerke über dem Laden wohnte Mareike Peters früher – und packte von dort aus die ersten Päckchen für ihre Kunden.



Drei Stockwerke über dem Laden wohnte Mareike Peters früher – und packte von dort aus die ersten Päckchen für ihre Kunden.

Mareike Peters. Und weil das Schicksal ihren Weg wohl ein bisschen vorherbestimmt hat, ist es auch kein Wunder, dass es drei Etagen über ihrem Münchner Laden losging mit dem eigenen Unternehmen. Das Kommunikationsmanagement-Studium in Berlin hatte sie 2018 abgeschlossen. „Jeder wusste, dass ich eigentlich etwas anderes machen wollte“, sagt Peters. Sie ging nicht dorthin zurück, woher sie kommt, nach Brunsbüttel an der Nordseeküste, sondern ins Ausland, nach Los Angeles und Paris. Ein Jahr später zog sie zu ihrem Freund nach München. Der wohnte im dritten Stock – Müllerstraße 10.

In ihrem Blog schrieb Peters zu dieser Zeit schon über naturkosmetische Produkte. Sie wartete nur noch auf den Beginn ihres Praktikums in der Beauty-Redaktion der deutschen „Vogue“ und eröffnete ein Instagram-Konto mit dem selbstbewussten Namen „Naturkosmetik München“. Dann ging es los. „Ich hatte eigentlich nur das Bedürfnis, aus der Perspektive von jemandem zu erzählen, der Hautpflege entwickeln kann.“ Peters bekam jedoch immer mehr Anfragen von anderen Nutzern, die fragten, ob sie ihre Rezepturen denn nicht irgendwo bekämen. Das „Vogue“-Praktikum sagte sie ab, als sie nur noch mit Päckchenpacken beschäftigt war, DIY-Sets mit Rohstoffen und genauer Anleitung zum Selbstanrühren für zu Hause.

„Da war zum Beispiel eine Anneliese, die mir die Hautprobleme ihres Sohns Adrian schilderte und fragte: ‚Mareike, kannst du mir helfen?‘“ Peters hätte ihr keine fertigen und nicht vorab mehrfach im Labor geprüften Produkte schicken dürfen. Stoffe zum Zusammenrühren zu Hause samt Rezept aber schon. Auch die ließ Peters allerdings von Beginn an von einem Labor prüfen.

Wenige Monate später wurde der Laden im Erdgeschoss in der Müllerstraße 10 frei, nach zwölf Jahren Geschäftstätigkeit, zufällig. „Im März haben wir den Mietvertrag bekommen“, sagt Peters. „Von Oktober an konnten wir uns den Laden eigentlich erst leisten. Aber es ist alles gutgegangen.“ Dabei war NKM längst bei Instagram zu Hause. Das ist die Marke bis heute, und zwar ohne dafür Influencerinnen zu engagieren. Das Vorbild ist, wenn überhaupt, die Gründerin selbst. Peters zeigt noch immer das Leben in ihrer Haut, führt durch ihre Schminkroutine für jeden Tag, erzählt, was der Psychologe ihr rät, teilt mit allen eine Liebeserklärung an ihren Freund. Das alles läuft nicht über ihren privaten Account, sondern über @naturkosmetikmuenchen. Umgekehrt besitzt Peters gar kein Firmenhandy. „Das geht alles auf mein Privathandy, und es macht mich stolz, andere Menschen auf diesem Weg direkt einzubeziehen.“

All das hat Peters und Hefele zu erfolgreichen Akteuren im umkämpften Markt mit Naturkosmetik gemacht.

Mit dem emotionalen Inhalt, den am eigenen Körper erprobten Tinkturen und Cremes hatten sie zunächst einen Startvorteil. „Mein Branding bestand natürlich aus dem, was ich mit Mitte 20 interessant fand. Klar habe ich auch diese Zielgruppe angesprochen.“

Mittlerweile habe sich das geändert, sagt Mareike Peters. Jüngere unter 18 gehörten eher nicht dazu, Frauen über 30 schon. Sie stehen an diesem Dienstag auch zur Beratung in ihrem Laden. Mehrere 10.000 Päckchen verschicke das Unternehmen zudem im Jahr, sagt sie. Durchschnittspreis etwa 75 Euro.

Peters weiß: Diese Kundinnen könnten auch ihr helfen, und das nicht nur, indem sie ihr Beauty abkaufen. Peters erzählt von einem „Flaschendrama“: Eigentlich wollte das junge Unternehmen zum Frühjahr auf Mehrwegflaschen umsteigen. Ein logischer Schritt, wenn selbst Alnatura und dm heute mit Nachfüllautomaten aufrüsten. „Wir saßen vor diesen Zahlen und dachten: ‚Wie viel Glas schicken wir eigentlich in die Welt?‘ Die Klimabilanz von Einwegplastik sieht häufig besser aus als die von Einwegglas.“ Weil sie aber sichergehen will, dass wirklich keine Stoffe aus dem Plastik in das Produkt geraten, bevorzuge sie Hautpflege im Glas.

Ihr Team gab eine eigene Mehrwegflasche in Auftrag, die Kunden zurückschicken können. Im April sollte die Aktion anlaufen. „Vor zwei Wochen bekamen wir die Mitteilung, dass unser Glaslieferant vier Monate später produzieren wird.“ Mit dem ehemaligen Lieferanten konnten sie allerdings auch nicht mehr zusammenarbeiten. „Das war tatsächlich brenzlich, auf einmal waren wir damit konfrontiert, lieferunfähig zu sein.“

Peters teilte das Problem mit ihren Leuten auf Instagram. „Man unterschätzt als Firma manchmal, dass die Kunden auch alle Berufe und vielleicht richtig gute Lösungen in petto haben. Dass bei 30.000 Leuten, die aktiv eine Instagram-Story schauen, die Chance groß ist, dass jemand helfen kann.“ Am Vortag kam der rettende Anruf, dann ein Facetime-Call. „Die Lösung kommt jetzt aus einem Dorf, da hat jemand gesagt, er habe eine Flasche, die unserer sehr ähnele. Sie sieht wirklich super aus.“

Darin stecken längst nicht mehr ausschließlich Stoffe zum Selbstanrühren. Aus NKM ist eine Marke geworden, mit Bestsellern und Neulancierungen. Mittlerweile haben Peters und Hefele 60 Leute in Oberhaching sitzen, die sich mit Marketing beschäftigen, für das Unternehmen Päckchen packen, Rohstoffe von den Landwirten entgegennehmen und daraus Produkte nach jenen Prinzipien herstellen, die Peters von ihrer Kindheit an begleiten. Vor einigen Jahren schrieb sie ein Ratgeberbuch. Als Titel war „Liebe deine Haut“ im Gespräch. „Das wollte ich auf keinen

Fall. Ich sehe Hautpflege eher als Werkzeug. Es geht mir nicht in erste Linie um den Wellnessfaktor, wie eine Creme riecht, oder ob sie eine tolle Konsistenz hat“, sagt sie. „Mir ging es schon immer darum, ein Problem zu lösen. Dass ich die Mechanismen der Haut verstehe, um gezielt mit Pflege in sie eingreifen zu können.“

Dabei gab es einige No-Gos, Vaseline zum Beispiel. „Gut für die Haut, aber schrecklich für die Umwelt“, sagt Peters. „Meine Eltern unterhalten Barfußparks. 20 Hektar Gelände, über das Menschen barfuß laufen können. Wir haben zu Hause schon immer auf Nachhaltigkeit und Rücksicht im Umgang mit natürlichen Ressourcen geachtet. Küchenrollen zum Beispiel gab es bei uns nicht.“

Über Google Scholar und in Onlineforen traf Mareike Peters später als Studentin Menschen, die ihre Faszination teilten. Etwa für einen Toner, selbsthergestellt mit „antimikrobiellem Weidenrindenextrakt, drei Prozent Niacinamid, 0,7 Prozent Zink und zwei Prozent pflanzlicher Salicylsäure“. Peters rattert die Inhaltsstoffe runter, sie spricht überhaupt schnell, wie es junge Menschen, die sehr erfolgreich sind, häufig tun. 2015 half dieser Toner nur ihr. Heute verkauft sich kaum ein Produkt ihrer Marke besser.

„Ich habe mir damals eigene Ziele gesetzt“, sagt sie. „Hausarbeiten über Hautpflege geschrieben, obwohl mich da niemand kontrolliert hat.“ Das war ihr Einstieg in die Szene der Selbststührenden, die zu Hause nach Laborstandard arbeiten. Die Studentin schwärmte für Jean Pütz, „den Urmenschen der Kosmetikerherstellung zu Hause“, und legte an der Fernuniversität einen Abschluss in Organic Skincare Formulation ab. Warum sie an der Uni nicht von Kommunikationsmanagement auf vielleicht Pharmazie umgestiegen ist? „Ich hatte ja schon ein Studium angefangen“, sagt Mareike Peters und klingt dabei so gelassen, als sei ein Abbruch für junge Menschen, die noch in der Findungsphase sind, vollkommen abwegig.

Nebenbei lebte sie in ihrer Online-Welt, in der sich die Beauty-Nerds trafen. „Wenn ich damals meiner Freundin erzählt habe: ‚Stell dir vor, Leute geben Aloe-Vera-Verdickungspulver in ein Produkt und benennen es danach, ohne dass das Pulver einen Wirkstoff enthält, dann hat sie mich nur verwundert angeschaut.‘“ Später entwickelte sich ein engerer Kontakt zum Labor. „Wenn ich meiner Sparingpartnerin Yvonne dort gesagt habe: ‚Hier ist mein Rezept mit 0,2 Prozent Akaziegummi, dann hat sie vielleicht gesagt: ‚Mareike, wie wäre es, wenn du es kombinierst mit Dermagenist und Hyaluronsäure.‘ Das hat mich gechallenged.“ Das Labor prüfte Peters' Rezepte, anschließend gingen sie, wie es der EU-Standard vorschreibt, in die Sicherheitsbewertung. „Das ist meine Welt.“

Sie lebt Beauty. Sie wohnt vielleicht nicht mehr mit einem Mini-Labor neben dem Bett oder ein paar Etagen über ihrem ersten Laden, aber weit davon entfernt leben auch nicht, nämlich nur ein paar Häuser weiter. „Ich lebe auch weiterhin an der Müllerstraße. Und wann immer ich kann, verbringe ich die Samstage im Laden.“

Milder Reiniger und antimikrobieller Toner: Diese Produkte gehören zu den ersten, die Peters selbst anrührte. Die Rezepte haben sich bis heute bewährt.



Na, diese Dame!

Von Katharina Pfannkuch

Die ehemals respektvolle Anrede einer weiblichen Person klingt immer häufiger despektierlich. Vor allem im Netz ist die Bezeichnung meist herablassend gemeint. Wie konnte das passieren?

Melanie Brinkmann ist eine, Luisa Neubauer ebenfalls und Annalena Baerbock sowieso. Die Virologin, die Aktivistin und die Außenministerin sind Damen – jedenfalls in den Kommentarspalten von Onlinemedien und sozialen Netzwerken. Wird Unmut über etwas ausgedrückt, das (nicht nur) diese drei Frauen äußern, taucht früher oder später der einst so respektvoll gemeinte Begriff auf. Natürlich versehen mit einer der wichtigsten Zutaten der digitalen Kommunikation überhaupt: von Sarkasmus durchzogener Empörung.

„Na, die Dame traut sich was!“, heißt es etwa, wenn Brinkmann für strengere Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie plädiert. Die Kompetenz der „netten Dame“ Neubauer wird so regelmäßig infrage gestellt, wie sich diese öffentlich zu Wort meldet. Und Baerbock ist für manche „die Dame, die ihren Lebenslauf korrigiert hat“, wenn sie nicht gerade mit Diminutiven bedacht wird, die vermutlich Überlegenheit demonstrieren sollen, dank ihrer mangelnden Kreativität aber selbst das Sprachempfinden der schärfsten Kritiker von Baerbocks Politik erschüttern.

Damenhaftigkeit wird auch Künstlerinnen und Journalistinnen oft attestiert. Ein Urteil über Wissenschaftsjournalistin Mai Thi Nguyen-Kim lautet: „Die Dame ist mir viel zu aggressiv.“ Musikerin Billie Eilish wird zur Dame, wenn sie sich übers Impfen äußert, Schauspielerin Amber Heard verdankt die Bezeichnung vor allem dem delikaten Rechtsstreit mit ihrem früheren Mann Johnny Depp, und über Melinda Gates wissen Kommentatoren, dass „die Dame“ ja nur vom üppigen Vermögen ihres Manns lebe. Die Liste der Beispiele ließe sich lange weiterführen.

Nun könnte man sich angesichts der Sorge um die Verrohung der hiesigen Debattenkultur über die vermeintliche Wahrung der Höflich-

keit freuen. Schließlich zeichnet sich der digitale Diskurs in diesen Tagen weniger durch rhetorische Finesse und kluge Pointen als durch virtuelles Stammtischgepolter und ekstatisch in die Tastatur geklopfte Großbuchstaben aus. Doch gerade diese Förmlichkeit bringt die passiv-aggressive Herablassung vieler Kommentare nur noch deutlicher zum Vorschein.

Es ist eine merkwürdige Melodie, aus frustrierter Süffisanz und maßregelnd-unkelhafter Ermahnung à la „Junge Dame!“ gemischt, die besonders oft Frauen in der Öffentlichkeit in den Ohren dröhnt. Auch Kommentatorinnen stimmen sie an – und man muss keineswegs eine dauerwütende Feministin sein, die ungeduldig auf den nächsten Kampf wartet, um aus dieser Melodie den wortwörtlichen Sinneswandel der Dame herauszuhören.

Dabei stecken eigentlich so viel Schönheit und Würde in diesem Wort, das vom lateinischen „domina“ für (Haus-)Herrin stammt und vom 16. Jahrhundert an über die französische „dame“ seinen Weg ins Deutsche fand. Der Duden führt es als die „übliche Bezeichnung für eine Frau im gesellschaftlichen Verkehr“, gemeint sei eine „gebildete, kultivierte, gepflegte Frau“. Als „Dame von Welt“ bezeichnet zu werden gilt ebenso als Kompliment, wie die „Grande Dame“ einer Sportart oder einer Kunstgattung zu sein.

Der „Dame des Hauses“ begegnen Gäste mit Respekt. Ein Besuch der „Grünen Damen“ erfreute schon viele Krankenhaus-Patienten, jener der von Friedrich Dürrenmatt erdachten „alten Dame“ die Bewohner der Kleinstadt Düllen (bis auf einen). Anton Tschschow ließ den weißen Spitz einer jungen Dame deren spätere Liebe anlocken, und Heinrich Böll stellte eine eher untypische Dame ins Zentrum seines Gruppenbilds.

Fünf Jahrzehnte später drückt „Dame“ oft eher spöttische Distanz als distinguierten Charme aus. Ein Einzelschicksal ist das nicht: Die inhaltliche Abwertung vieler Bezeichnungen für Frauen erklärte der Linguist Rudi Keller 1994 mit dem „Galanteriegebot“, laut dem Männer in ihrer Wortwahl gegenüber Frauen aus Höflichkeit Begriffe aus einer höheren Kategorie wählten – und sie damit langfristig abwerteten.



Ein Beispiel dafür, wie sich Sprache ständig entwickelt und verändert.

Genau das missfällt vielen Online-Kommentatoren. Vor allem, wenn die Veränderung in Form des Gendersternchens daherkommt. Wie Karl Lagerfeld zum Gendern stand, ist nicht überliefert, durch übereifrige politische Korrektheit fiel er zeit seines Lebens jedenfalls nicht auf. Doch schon 1992 stellte er im „Spiegel“ fest: „Dame ist doch längst ein Schimpfwort.“ Damenhaft sei ein „Ausdruck von verkrampfter, unnatürlicher Anständigkeit, die sich für Eleganz hält“. Als stilistische Adaption der neuen Interpretation der Dame lässt sich dies aber nicht deuten: Im selben Interview fügte Lagerfeld hinzu, dass seine Aussagen nach sechs Monaten ihre Gültigkeit verloren.

Die deutsche Haltung zu Lagerfeld mündet bis heute zwischen Respekt vor seinem Lebenswerk und Ablehnung seiner vermeintlichen Abgehobenheit und modischen Spleens. Was über Zweckmäßigkeit hinausgeht, ruft oft Argwohn hervor, ob es nun die Lebensweise einer Person, deren Kleidung oder Manieren betrifft. Der inhaltliche Werdegang der einst so höflich verehrten Dame ist also gar nicht überraschend. Bedauern darf man ihn dennoch. Und dagegenhalten: mit einem wohl dosierten und wertschätzenden Gebrauch dieser Bezeichnung, die viel zu schön ist, um sie nur bei Unmut zu verwenden. Dann kann es auch wieder Grund zur Freude sein, als Dame angesprochen zu werden. ◀

Damenwahl: Außenministerin Annalena Baerbock (Grüne) und Virologin Melanie Brinkmann



Nailed It

Auffälliges Nageldesign ist nicht mehr nur ein Fall für Spezial-Salons, sondern ein Großtrend – und eine Kunstform.

*Styling Leonie Volk
Fotos Tom Blesch
Text Celina Plag*

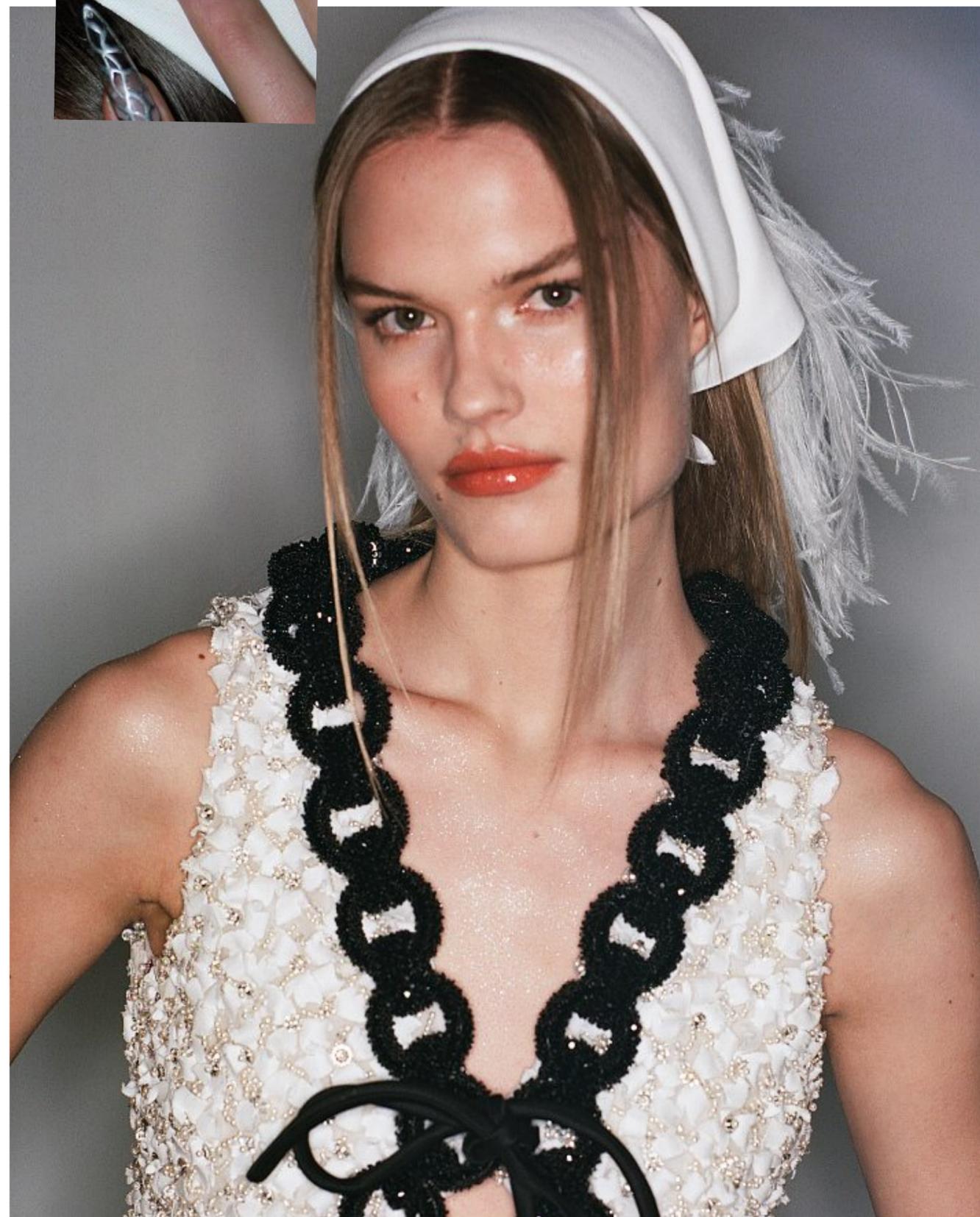


Nagellack: Lady in Black von OPI; Finish: Gold Chrome von Aora

Transparentes Spitzenkleid mit Federärmeln und Wäsche von Gucci, lilafarbene Riemchensandaletten mit funkelnem Schlangen-Schmucksteinverschluss von Valentino



Nagellack: Lady In Black von OPI; Finish: Silver Chrome von Aora
Mit Schmucksteinen verziertes Gilet in Schneeweiß mit kontrastierendem Kragen und Schleifenverschluss von Louis Vuitton, mit Federn geschmücktes Kopftuch von Giambattista Valli



Nägel: Schmetterlings-Gelgummibasis von The Gel Bottle

Pinkfarbendes Vintage-Top mit Schleifen-Design von Manoush (über den Vintage-Store „So Last Season“), Strick-Shorts in Rosa und Collier mit Logo-Anhänger, hier getragen als Gürtel, von Chanel, Tasche mit nietenverzertem Henkel von Abra, Ohrringe von Lorette Colé Duprat; Wand aus Kunststein von Acryleis



m

Mit der kleinen Flamme eines Feuerzeugs geht Cam Tran noch einmal vorsichtig an den Rändern eines dreidimensionalen Etwas aus transparentem Acetat entlang. Wo immer die Flamme das Plastik berührt, zieht es sich in kräuselnden Bahnen zusammen oder wellt sich auf. Das so kunstvolle wie filigrane Gebilde, das dabei entsteht, könnte genauso gut als Skulptur in einer Miniaturensammlung ausgestellt werden. Bei Cam Tran landen die Designs auf den Nägeln.

Die Pariser Nageldesignerin hat schon an den Nägeln des Models Gigi Hadid und der Sängerin Rosalia gearbeitet. Als die Hongkong-Ausgabe der „Vogue“ im vergangenen Jahr mit Kate Moss auf dem Titel erschien, war zuvor Cam Tran für deren Maniküre gebucht worden. Bei unserer Modeproduktion zeigt Tran, wie man aus einer dünnen Plastikfolie, einer Schere und einem Feuerzeug Kunstwerke formen kann. Und was Nageldesign im Jahr 2022 alles bewirken kann.

Kreisend bunt, wild gemustert, edel bestrast, außergewöhnliche Formen, zentimeterlanges Acryl: Auffällige Nageldesigns sind seit einer Weile allgegenwärtig, an den Händen von Stars und Modedamen, in Werbekampagnen und Modestrecken. Der Gestaltung sind dabei kaum Grenzen gesetzt. Die künstlich kunstvollen Entwürfe verdrängen den eher natürlichen Look der vergangenen Jahre. Warum? Und warum jetzt?

Zunächst einmal: Das Verziern und Verschönern von Nägeln hat in vielen Kulturen und auf vielen Kontinenten eine lange Tradition, als Ritual und Statussymbol. Mit langen Nägeln ist in der Regel das Arbeiten mit den Händen eingeschränkt. Keinen Finger krümmen: Schon in der Vergangenheit standen kunstvolle Nägel symbolisch dafür, dass man es sich leisten konnte, nicht zu arbeiten. Wobei, die Gegenwart zeigt es: Alltagsbewältigungsstrategien kann man mit den Krallen durchaus lernen.

Solche Nägel sind immer mal wieder en vogue. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich das, dem Zeitgeist entsprechend, verändert. Unser Fotograf Tom Blesch beobachtet den neuen Boom der Nail Art in der Mode seit etwa drei Jahren. Für ihn steht das Nageldesign stellvertretend für eine allgemeine Hinwendung zum Selbst und dem Körper. Eine Maniküre: Das ist Zeit, die ich mir für mich selbst nehme. Me-Time, wie es heute heißt.

Dass die Neunziger- und Nullerjahre ein modisches Revival feiern, befeuert das Interesse an Nägeln, auch an der Inszenierung von Kunst und Künstlichkeit. Damals professionalisierte sich das Geschäft mit den Acryl-Designs, die es für den Massengebrauch erst seit den Achtzigerjahren gibt. Cam Tran sagt: „Die Nägel wurden zu Leinwänden für eher kleine Fantasien; auch wenn einige Visionärinnen damals schon mit Formen, Texturen und der Veredelung durch Steine experimentierten.“

Vor allem in der Welt des Raps und Hip-Hops waren rund um das neue Jahrtausend eklektisch gestaltete Nägel Teil einer expressiven Ästhetik. Legendär sind bis heute die Nägel der Rapperin Lil' Kim im Videoclip zu „Get Money“. Die Nageldesignerin Bernadette Thompson beklebte sie mit zerschnittenen Dollarscheinen. In den Vereinigten Staaten ist das Zerstören von Banknoten eine Straftat, auch deshalb war das Aufsehen damals groß. Die Nägel befinden sich inzwischen übrigens im Museum of Modern Art in New York.

Die auffälligen Nägel von heute passen deshalb auch zu einer generellen Verschiebung in der Popkultur. Rap und

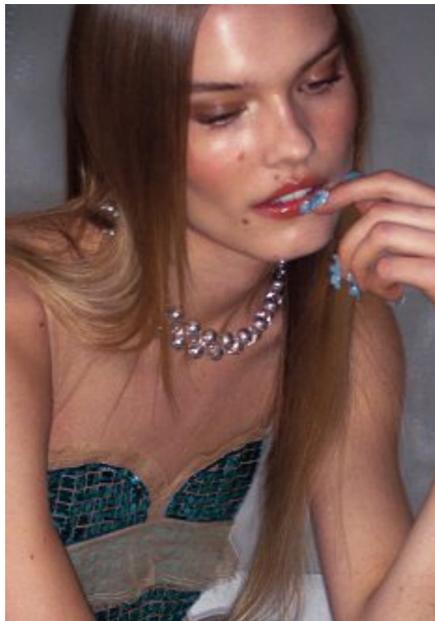
Nageldesign als Ausdruck von Hinwendung zum Körper



Nagellack: Ultramarine von Manicurist
Trägerloses Paillettenkleid mit ausgesetzter Hüfte und Overkneestiefeln aus Leder von Balenciaga



Nägel: Schmetterlings-Gelgummibasis von The Gel Bottle
Skulpturale Glas-Ohrringe von Lorette Colé Duprat



Nagellack: Alpine Snow, Funny Bunny sowie Can't Find My Czechbook von OPI
Babydoll-Kleid in Aquablau mit Metallic-Finish und transparenter Tülllage von Lanvin, Choker aus Glas- und Metallperlen von Lorette Colé Duprat

Rap und Hip-Hop sind im Massengeschmack aufgegangen.



Skulpturen auf den Nägeln aus Acetat
BH-Top mit Bandeau-Overlay im Stil der Nullerjahre von Miu Miu, Vintage-Bleistiftrock von Dolce & Gabbana (über „So Last Season“), Coco-Crush-Ring in Weißgold von Chanel

Hip-Hop sind im Massengeschmack aufgegangen und zu einem tonangebenden Stil geworden.

Vor allem in der afroamerikanischen Kultur haben solche aussagekräftigen Nägel eine lange Tradition. Dass sie jetzt einfach in Mode sind, lässt sich deshalb im Zeitalter der *cultural appropriation* auch kritisch betrachten. So schreibt etwa die Autorin Asia Milia Ware vom New Yorker Style-Magazin „The Cut“: „Googelt man ‚Wer hat den Trend zu langen Nägeln ausgelöst?‘, ist Kylie Jenner oft das erste Ergebnis – eine Tatsache, die lächerlich wäre, wenn sie nicht so beleidigend wäre.“ Ware stammt selbst aus der schwarzen Community. Lange Nägel habe man außerhalb davon lange als „Ghetto“ betrachtet. Jetzt, da sich die noch immer weiß dominierte Modewelt damit befasst, sind sie auf einmal trendy. Unserem Fotografen Tom Blesch ist aufgefallen, dass hautfarbene Nagellacke für dunkle Hautfarben schwieriger zu bekommen sind als für Hellhäutige. So ist es auch bei Make-up und Unterwäsche.

Für die Nageldesignerin Cam Tran steht trotzdem fest: Beim Gestalten von Nägeln geht es auch darum, sich selbst auszudrücken. Die Französin mit vietnamesischen Wurzeln kann sich noch gut an ihre ersten gemachten Nägel erinnern: „Ich habe mir in Vietnam Rosen auf die Finger malen lassen und danach versucht, sie mit Wasserfarben auf meinen Händen zu reproduzieren.“ Auch in Vietnam, wie in Japan und Südkorea, seien dekorative, gepflegte Nägel stark in der Kultur verwurzelt.

Als sie jünger war, begleitete Cam Tran ihre Mutter oft in die Nagelstudios und schaute sich die filigranen Zeichnungen an, die dort auf den Nägeln entstanden. Schon damals war sie fasziniert davon, wie ein Mensch es schafft, auf einer so kleinen Fläche so kunstvoll zu arbeiten. „Ich habe schon immer gerne gezeichnet und gemalt. Hätte ich mich nicht für diesen Weg entschieden, wäre ich Bildhauerin oder Schmuckdesignerin geworden.“

An ihrem Werdegang lässt sich die Professionalisierung der Nail Art gut ablesen. Cam Tran hat in Paris jahrelang in Nagelsalons gearbeitet, bevor sie von einem Stylisten auf ihr Talent angesprochen wurde. Heute wird sie, wie Visagisten und Haarstylisten, von einer Agentur vertreten und arbeitet ausschließlich für Werbekampagnen und Modestrecken. Der Beruf des Nageldesigners mag in der Mode noch nicht weit verbreitet sein, aber er ist ein wachsendes Feld, auch in Deutschland.

Auf den metallisch lackierten Spitzfingern auf diesen Seiten zeichnen sich mit feinem, löchrigem Design Licht und Schatten ab. Zarte Schmetterlinge auf den Nägeln flattern beim leichten Gegenpusten. Angesengte, dreidimensionale Formen machen aus Fingern lebendige Skulpturen. Keine Frage: Den Titel Nagelkunst haben diese Entwürfe verdient. ◀

Konzept: Tom Blesch, Leonie Volk, Celina Plag

Fotos: Tom Blesch

Styling: Leonie Volk

Model: Elsemarie Riis (Oui Management)

Maniküre: Cam Tran (Artist Paris)

Haare: Adiam Habtezion

Make-up: Jana Kalgajeva (alle Produkte von Hermès Beauty)

Foto-Assistenz: Saou Tanaka

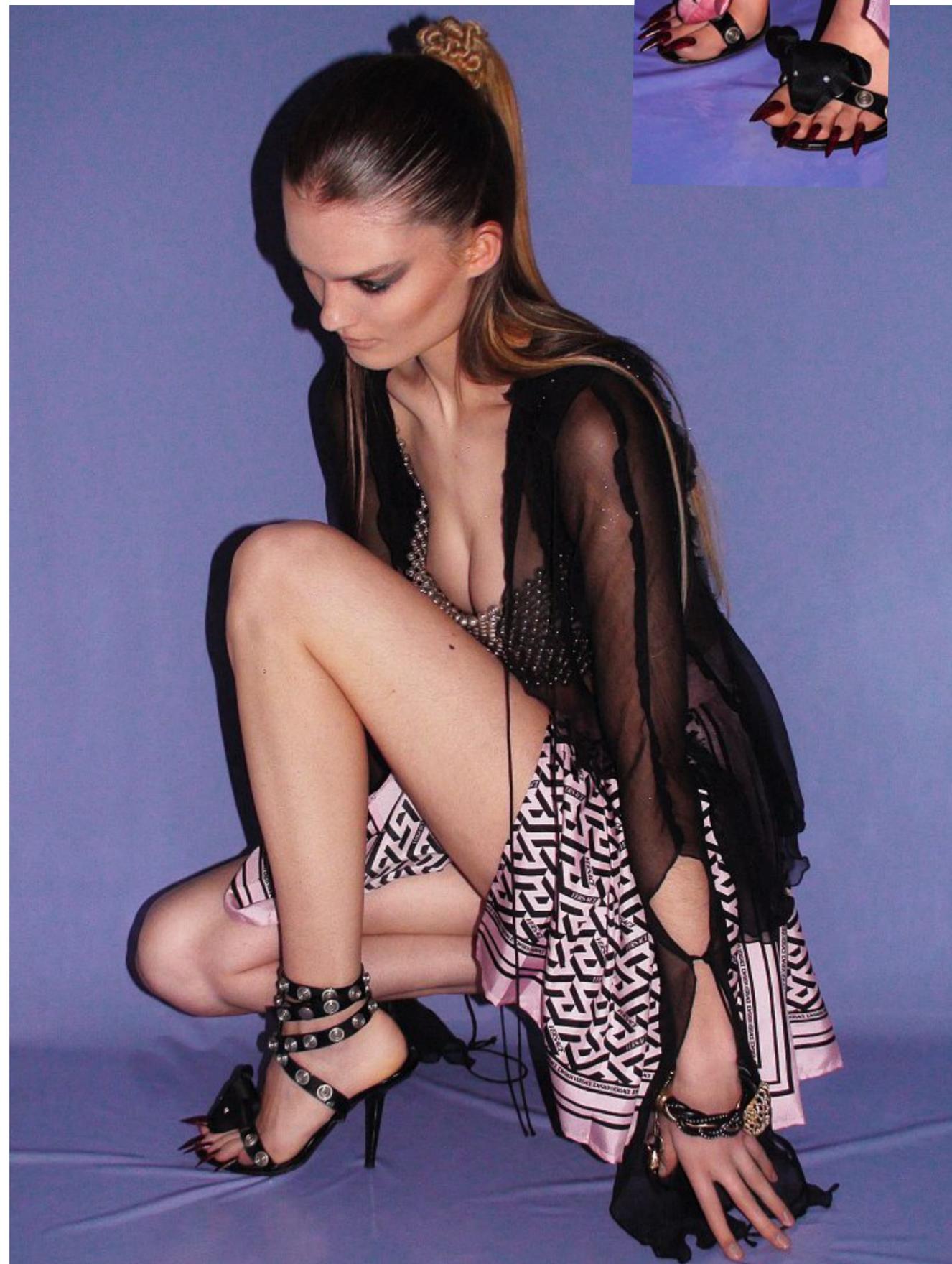
Styling-Assistenz: Filomena Ianniciello

Casting: Monika Domarke

Fotografiert am 15. Januar in Berlin.

Nagellack: Rouge Intemporel und Rouge Noir von Chanel

Transparente Bluse von Acne Studios, BH-Top aus Metallperlen von Lorette Colé Duprat, Seiden-Minirock mit Monogramm-Musterung von Versace, Vintage-Sandaletten mit Teddys aus Satin von Bruno Frisoni (über „So Last Season“), Armband mit goldenem Tigerkopf von Roberto Cavalli





Oh Mann

Sitzpinkler, Warmduscher, Frauenversther: Das waren früher Beleidigungen. In Zeiten von Mansplaining, Maninterrupting und Manspreading hat wahre Männlichkeit hingegen keinen guten Ruf mehr. Und wie denken Männer selbst über ihr Rollenbild?

*Protokolle Barbara Russ
Illustration Daniel Stolle*

Gabriel, 30 Jahre

„**RAUM EINNEHMEN IST TYPISCH MÄNNLICH**“

Bis zu meinem 24. Lebensjahr habe ich in der weiblichen Geschlechtsrolle gelebt und dann meine Transition begonnen. Selbst am Transmann-Stammtisch habe ich schon sexistische Sprüche gehört. Sexismus bedeutet für mich, wenn jemandem der Umgang auf Augenhöhe verweigert wird. Der einfachste Weg, sich als männlich zu konstituieren, ist leider jener, sich von Frauen und Homosexuellen abzugrenzen, zum Beispiel durch Sexismus.

Zuvor hatte ich einmal im Arbeitszeugnis stehen, ich sei „resolut“. Dass ich Augenhöhe mit Männern einforderte, war ein Regelbruch. Deshalb wurde mir zugeschrieben, ich sei lesbisch. Auf jeden Fall verhielt ich mich als Frau nicht „richtig“, zum Beispiel wenn ich im Büro den streikenden Drucker selbst reparierte, statt einen Mann zu rufen. Nachdem ich mich als Transmann geoutet hatte, stand in meinem Arbeitszeugnis: „übernimmt Verantwortung und arbeitet eigenständig“. Das ist dasselbe wie „resolut“. Der Unterschied ist nur, welchen Maßstab man anlegt. Ich hatte in meinem Kopf so eine Art Excel-Tabelle von Dingen, die an mir gut und nicht so gut sind. Und das, was sich zusammen mit dem Geschlecht geändert hat, ist der Tabellenrahmen. Resolutes Auftreten wird bei einer Frau als negativ empfunden, aber als Mann bekomme ich für denselben Charakterzug Lob.

Beim Heranwachsen hatte ich relativ viele toxische Männlichkeitsvorbilder, das war vielleicht auch der Grund, warum ich mich lange nicht mit Männlichkeit identifizieren konnte. Ich habe mich nicht gefragt, ob ich ein Mann sein will, sondern nur gemerkt, dass ich nicht die Art von Weiblichkeit leben will, die mir anerzogen wurde. In meiner Erziehung haben meine Eltern Wert darauf gelegt, dass ich mich weiblichen Normen füge. Ich habe zum Beispiel gelernt, dass ich andere Leute wichtiger nehmen soll als mich selbst. Mich erst hinzusetzen, wenn alle anderen versorgt sind. Ansprüche an eine gute Hausfrau und Mutter eben. Männer wachsen mit ganz anderen Normen auf, die auch nicht einfach zu erfüllen sind.

Während meiner Transition gab es eine lange Phase, in der ich uneindeutig aussah. Ob einen andere als Mann sehen, hat sehr viel mit Körpersprache zu tun. Vieles musste ich mir erst aneignen. Als Frau habe ich oft gehört, ich solle mehr lächeln. Jetzt, als Mann, lächle ich zu viel und werde deshalb als schwul wahrgenommen. Wenn Männer stehen, ruhen jeweils 50 Prozent ihres Gewichts auf einem Bein. Bei Frauen ist es eher eine 70-30-Verteilung. Wenn Frauen die Straße entlanggehen, halten sie den Blick eher gesenkt und konzentrieren sich auf den Meter vor ihnen. Männer gucken 15 bis 20 Meter voraus und merken gar nicht, dass ihnen alle aus dem Weg gehen. Überhaupt: Raum einnehmen ist typisch männlich.

Die Machtverhältnisse sind in das Geschlecht eingelassen. Ich merke das zum Beispiel, wenn ich nachts von der U-Bahn nach Hause laufe, und vor mir geht eine Frau. Und ich merke, sie geht immer schneller. Dann bleibe ich stehen und drücke auf meinem Handy herum, weil ich weiß, sie fühlt sich vielleicht bedroht. Ich werde jetzt als Mann wahrgenommen, und das will ich ja auch so. Aber ich will auch durch Körpersprache signalisieren, dass ich keine Bedrohung bin. Das Privileg, an diese Machtverhältnisse keinen einzigen Gedanken zu verschwenden, das ist nur für weiße, Hetero-, nicht behinderte Cis-Männer drin.

Waseem, 32 Jahre

„**MEIN VATER WAR EIN HARTER MANN**“

In Syrien konnte ich nie zu 100 Prozent ich selbst sein. Irgendwann wusste ich, dass ich schwul bin und dass es mir schlecht ging. Schon bevor der Krieg losging, wollte ich nach Europa ziehen. Ich wollte irgendwo anders hin, an einen Ort, an dem ich ich selbst sein konnte. 2017 bin ich nach Deutschland gekommen. Um ehrlich zu sein: Bis ich 2020 nach Berlin gezogen bin, war ich nie ich selbst.

In meiner Familie sind wir nicht damit aufgewachsen, dass von Jungs mehr erwartet wird als von Mädchen. Meine Mutter wollte, dass ich Arzt werde, das hat sie aber von meiner Schwester genauso erwartet. Meine Mutter behandelte uns alle als gleichwertig. Aber sie wünschte sich von mir, dass ich eine Frau heirate, und ich glaube, das tut sie immer noch. Mein Vater – er ist vor drei Jahren gestorben – war ein harter Mann, er hat uns oft geschlagen. Ich habe immer gedacht: Wenn ich Kinder hätte, wäre ich nicht so zu ihnen.

Als meine Mutter erfuhr, dass ich schwul bin, sagte sie: „Du kannst in deinem Leben machen, was du willst. Ich liebe dich immer noch, weil du mein Sohn bist, aber bitte erzähl mir nichts davon.“ Kürzlich habe ich ein Bild von mir und meinem deutschen Freund auf Instagram gepostet. Und sie war deswegen wütend auf mich, weil sie sich um das Image der Familie sorgt. Sie war der Meinung, dass ich das zerstöre. Um ehrlich zu sein, ist es mir egal, was die Leute denken, aber meiner Mutter zuliebe überlege ich genau, was ich über soziale Medien teile.

Weil Homosexualität in arabischen Ländern offiziell nicht existiert, ist es für heterosexuelle Männer sogar einfacher, sich gegenseitig zu berühren. Es ist zum Beispiel völlig normal, dass zwei Männer in Syrien die Straße entlanggehen und sich gegenseitig die Hand auf die Schulter legen. Niemand denkt deshalb, dass sie schwul sind. Von der zehnten Klasse an ging ich auf eine reine Jungenschule. Natürlich, Teenager sind überall gleich. Es war nicht ungewöhnlich, dass wir Jungs miteinander rummachten. Der körperlichere Umgang miteinander hat es mir einerseits leichter und andererseits schwerer gemacht. Denn ich habe von meinen Freunden gemischte Signale bekommen. Ich dachte, er berührt mich, vielleicht will er mehr als nur Freundschaft. Irgendwann hatte ich mein offizielles Coming-out, und meine Freunde haben aufgehört, mit mir zu reden. Das hat mich verletzt.

Um als schwuler Mann traumatische Erfahrungen zu machen, muss man aber nicht in einem muslimischen Land aufwachsen. Es bricht mir das Herz, wenn mein deutscher Freund mir von seiner Kindheit auf dem Land und dem Mobbing, das er erfahren hat, erzählt. Ich kenne das so nicht. Ich konnte zwar in Syrien nicht offen schwul sein, aber ich wurde auch nicht gehänselt oder ausgeschlossen. Ich denke, das liegt daran, dass ich immer in größeren Städten und in einem wohlhabenden Milieu gelebt habe, zunächst in Aleppo, dann in Damaskus, anschließend in Istanbul, zuletzt in München. Das sind ganz verschiedene Städte, und ich habe sicher in einer Blase gelebt. Aber es ist eine große Blase.

Florian, 41 Jahre

„**WENN ICH BLÖDE SPRÜCHE HÖRE, GEHE ICH DAZWISCHEN**“

Mit meinem Vater habe ich nie über Männlichkeit gesprochen. Aber klar war für mich, aus dem, was er vorgelebt hat, dass ein Mann arbeiten muss. Dass er stark sein muss. Gefühle zeigen, Fehler zugeben, das wäre schwach. Das sind Männlichkeitsideale, die ich in der Generation vor mir sehe, auch bei meinem Schwiegervater. Im Haushalt helfen, das wäre meinem Vater niemals eingefallen. Jetzt bin ich selbst Vater von zwei Jungs und versuche ihnen beizubringen, dass Hausarbeit ganz normal ist. Ich mache das auch bewusst vor ihnen und nehme sie in die Pflicht. Es gab ja früher diese Witze, von wegen Frauen gehören in die Küche und so. Die mache ich auch, sage dann aber, dass das Quatsch ist. Wenn meine Frau mehr verdient hätte als ich, wäre ich auch mit den Kindern zu Hause geblieben. Weil es aber nicht so war, haben wir die Rollen klassisch verteilt: Sie blieb zu Hause, ich ging arbeiten.

Ich spiele mein Leben lang schon Fußball. Heute trainiere ich die Gruppe meines jüngeren Sohns. Ich fand es immer schön, diese Kameradschaft des Teams zu haben, und wir haben immer auch die mitgezogen, die fußballe-

Gerhard, 80 Jahre

„**DIE MÄNNER HABEN MIT IHREN KRIEGS-ERLEBNISSEN GEPRÄHLT**“

Ich bin auf dem Land aufgewachsen, in Bayern, und katholisch erzogen worden. Als Kind war ich stark mutterbezogen, weil mein Vater im Krieg gefallen ist. Als ich sechs oder sieben war, kam dann der Stiefvater in die Familie. Der hatte extreme Vorstellungen von Kindererziehung: Befehl und Gehorsam. Wenn wir nicht parierten, hat er uns Kinder geschlagen. Das war ganz typisch in der Nachkriegszeit. Es herrschte ein wilhelminisches Erziehungsbild, dazu kamen natürlich auch noch Nazi-Einflüsse. Als männliche Vorbilder dienten mir eher ältere Freunde im Haus oder in der Nachbarschaft. Es gab ja kaum Männer, die als Vaterfigur hätten herhalten können. Die waren alle im Krieg gefallen, in Gefangenschaft oder vermisst. In dieser Zeit habe ich über Frauen gelernt, dass sie genauso anpacken können, dass sie sorgsam sind, gut organisieren können, dass sie sich um nichts drücken. Die machten jede Arbeit, die zur Verfügung stand, damit Geld reinkommt, damit die Familie versorgt ist. Als dann die Männer zurückkehrten, mussten die Frauen alles wieder abgeben. Überall gab es Streitigkeiten. Die Männer haben mit ihrer Tapferkeit und ihren Kriegserlebnissen geprahlt und Schnaps getrunken. Dieses Bild von Männlichkeit ist mir geblieben, so wollte ich nicht sein.

Wie ein Mann nicht sein durfte? Homosexuelle waren das absolute Negativbild. „Du bist ein Schwuler“, „Warmer“ – das waren in meiner Jugend die schlimmsten Beschimpfungen, die man jemandem sagen konnte. Und es war ja lange Zeit auch noch strafrechtlich ein Verbrechen. Ich habe mich als Kind gefürchtet vor „denen“. Erst, als ich zum Studieren nach München gegangen bin, habe ich das erste Mal einen Schwulen kennengelernt. Das war ein ganz netter Kerl! Da habe ich verstanden, dass es auch Liebe zwischen zwei Männern geben kann, wie bei einem „natürlichen Paar“. Erst die Religion hat daraus etwas „Schweinisches“ gemacht.

Als ich dann selbst Vater wurde, mit über 40, in den Achtzigerjahren, da hat man als Mann definitiv noch keinen Vaterschaftsurlaub genommen. Das Risiko, dass meine Arbeit von jemand anderem übernommen wird, war mir zu groß. Wobei, gewünscht hätte ich es mir schon, bei Frau und Kind zu Hause bleiben zu können. Es ging da gerade los, dass in den Zeitschriften davon geschwärmt wurde, wie schön es ist, ein Kind heranwachsen zu sehen. Dass ein Kind eine Bereicherung ist, nicht nur eine Pflichtaufgabe oder eine Altersvorsorge, das war ein echtes Umdenken im Vergleich zu der Zeit, in der ich aufgewachsen bin. Es wurden neue Erziehungsmethoden diskutiert, antiautoritär war so ein Schlagwort. Mir war es wichtig, dass es auch für meine Tochter normal ist – dass es für Mädchen genauso normal ist –, beispielsweise Fußball zu spielen. Eben all das zu machen, was ein Bub auch macht, wenn sie das möchte.

Den einen oder anderen blöden Spruch mussten sie sich aber sicher anhören. Ich denke, daran zeigt sich schon, wie sich Männlichkeit verändert hat. Früher waren die Sprüche härter, so Sachen wie „Schwuchtel“ habe ich zum Glück schon lange nicht mehr gehört. „Du Opfer“ war vor ein paar Jahren bei den Kids ganz beliebt. Neulich hat einer zum anderen gesagt, „Du bist ehrenlos“, weil er den Verein gewechselt hat. Wenn ich diese Sachen mitbekomme, gehe ich dazwischen.

Der Fußball hat eine wichtige Vorbildfunktion, die Profis sollten mit gutem Beispiel vorangehen. Dass sich Thomas Hitzlsperger geoutet hat, fand ich ein wichtiges Zeichen. Unter Fußballfans muss darüber gesprochen werden, damit es dann einfach Normalität wird. Die Leute waren kurz überrascht, und dann ist es eben so. Ich denke, eigentlich ist die Akzeptanz schon da. Klar gibt es ein paar Idioten, die dumme Kommentare schreiben. Aber damit muss man halt leben, egal, was man macht oder wofür man Position bezieht. Wenn einer meiner Söhne schwul wäre, dann wäre das okay. Hauptsache, sie sind glücklich. Für meinen Vater wäre das auf jeden Fall noch ein Problem gewesen. Ich denke, da hat sich in der vergangenen Generation durch die Repräsentation in Film und Fernsehen schon viel getan.

„Arbeit ist ein tolles Medium für Freundschaft“



„Viele Männer meinen, einander ständig vorführen zu müssen, was sie können und besitzen“, Ralf Hoppe (in der Weste) sagt, seine Freundschaft zu Dirk Roßmann (in der Daunenjacke) sei anders.

Sein Name stand für Duschgel und Waschpulver. Mit Anfang 70 wurde Dirk Roßmann dann zum Bestsellerautor. Er schreibt nicht allein, sondern mit dem ehemaligen Journalisten Ralf Hoppe. Die beiden sind heute Freunde und reden über Vertrauen, Rivalität und Ziele.

Von Katharina Pfannkuch, Fotos Daniel Pilar

Ein verregneter Vormittag in Friedrichsruh bei Hamburg, auf dem Bismarck'schen Gelände. Hier hat der Autor und Künstler Ralf Hoppe sein Atelier eingerichtet. Er malt und musiziert auch. Neben an ist sein Schreibzimmer. Dort fügt der ehemalige Journalist, der früher für den „Spiegel“ schrieb, Plots und Protagonisten zusammen. An der Seite des Zweiundsechzigjährigen sitzt an diesem Tag der Mann, mit dem er besonders eng zusammenarbeitet, Dirk Roßmann, 75 Jahre alt. Milliardenschwerer Unternehmer, Gründer der gleichnamigen Drogeriemarkt-Kette. Im vergangenen Herbst zog sich Roßmann endgültig aus der Geschäftsführung zurück, sein Sohn Raoul folgte ihm nach. Seit einigen Jahren taucht der Familienname – in leichter orthographischer Abweichung – allerdings nicht nur in roter Leuchtschrift in Fußgängerzonen auf, sondern auch in der Autorenzeile von zwei Öko-Thrillern. „Der neunte Arm des Oktopus“ erschien 2020. Während der Arbeit daran lernte Roßmann Ralf Hoppe kennen. Die Fortsetzung („Der Zorn des Oktopus“) ein Jahr später ging er direkt mit Hoppe an.

Herr Roßmann, Herr Hoppe, was sind Sie in erster Linie: Freunde oder Ko-Autoren?

Hoppe: Wir sind Freunde. Das wären wir auch, wenn wir nicht schon an unserem nächsten Buch arbeiten würden. Aber ein gemeinsames Projekt bietet immer wieder Anlass, miteinander Zeit zu verbringen. Arbeit ist ein tolles Medium für Freundschaft, sie schafft eine besondere Intensität, weil man die Persönlichkeit und Fähigkeiten des anderen hautnah erlebt.

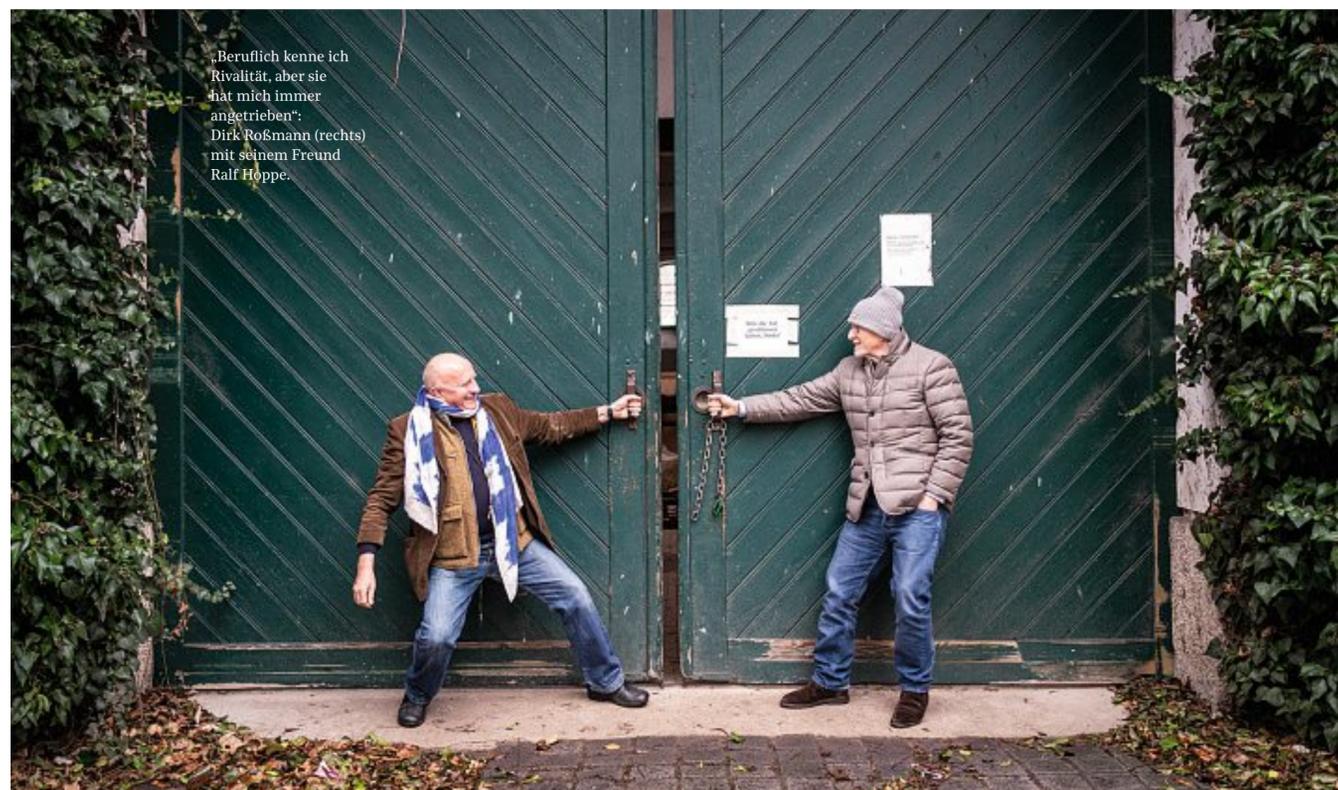
Wie haben Sie einander kennengelernt?

Roßmann: Im Sommer 2020 war mein erster Roman fast fertig, hatte aber noch Schwächen. Ein ehemaliger „Spiegel“-Manager empfahl mir, Ralf einen Blick darauf werfen zu lassen. Wenn er nicht noch kräftig poliert hätte, wäre das Buch nicht so erfolgreich geworden; er hat dann auch das Hörbuch eingesprochen. Die Zusammenarbeit hat mir so viel Spaß gemacht, dass mir klar war: Wenn ich noch ein Buch schreibe, dann mit Ralf zusammen.

Sie sagten, dass eine gemeinsame Aufgabe eine Freundschaft stärken kann. Viele Menschen haben Angst, dass an einem solchen Vorhaben ihre Freundschaft zerbrechen könnte – spätestens, wenn es ums Geld geht.

Roßmann: Durch Austausch und Kritik entsteht doch erst Freundschaft. Man muss auch unterschiedlicher Meinung sein können. Ich bin seit 40 Jahren verheiratet – und was habe ich schon mit meiner Frau gestritten. Aber unsere Liebe ist immer daran gewachsen. Das gilt auch für Freundschaft. Geistig und seelisch reife Menschen können sich inhaltlich reiben und am nächsten Tag wieder gut miteinander sein.

Hoppe: Mit Menschen einfach so befreundet zu sein, ist wunderbar, kann aber auch oberflächlich werden, oder? Ich finde es interessanter, wenn man gemeinsam etwas unternimmt, etwas macht, das ist vielleicht eine eher männliche Eigenart. Ich ziehe Freundschaften oft aus gemeinsamen Unternehmungen, aus Projekten mit dem unseren. Das ist nicht mehr ganz klein, für die Einnahmen aus den Buch- und Hörbuchverkäufen ha-



„Beruflich kenne ich Rivalität, aber sie hat mich immer angetrieben“: Dirk Roßmann (rechts) mit seinem Freund Ralf Hoppe.

ben wir eine Firma gegründet. Sie sprachen das Thema Geld an: Wir entscheiden gemeinsam, aber Dirks Erfahrung und Know-how geben eigentlich immer den Ausschlag.

Was schätzen Sie aneinander?

Hoppe: Dirk ist ein Meister der kleinen Momente. Wenn wir spazieren gehen, entdeckt er plötzlich etwas, und wenn es nur die Sonne ist, die über die Ebene strahlt, bleibt ganz versunken stehen und sagt: Ist das nicht wunderschön! Er hat eine fast kindliche Energie, ist liebenswert bis unters Dach und geht sehr offen auf Menschen zu.

Roßmann: Ich bin regelrecht naiv. Mein Vertrauen in andere Menschen ist groß. Misstrauisch möchte ich auch gar nicht sein, das würde mein Leben vergiften.

Hoppe: Er hat mich in sein Haus und sein Leben gelassen, als wir uns kaum kannten. Das erfordert viel Vertrauen, wenn man ein bekannter, erfolgreicher und reicher Unternehmer ist. So, Dirk, jetzt musst du aber auch sagen, was dir an mir gefällt. Irgendwas wird's hoffentlich geben.

Roßmann: Ralf ist für mich wie ein Farbkasten. Er bedient alle 20 Farben, schreibt meisterlich, malt, komponiert, er hat eine Virtuosität, die ich bei einem Mann noch nie so erlebt habe.

Kann man dem anderen nur ein guter Freund sein, wenn man sich selbst einer ist?

Hoppe: Ja, das glaube ich. Jeder von uns blickt auf viele Erfahrungen zurück und ist seinen Weg gegangen. Wir haben eine eigene innere Stabilität.

Roßmann: Definitiv. Diese innere Stabilität haben übrigens nicht nur wir beide, sondern auch unsere Frauen. Wir sind beide mit tollen Frauen verheiratet, die sich auch untereinander gut verstehen.

Das Atelier in Friedrichsruh teilt sich Ralf Hoppe mit seiner Frau, der Künstlerin, Bühnen- und Kostümbildnerin Claudia Spielmann-Hoppe. Dirk Roßmann ist seit 1982 mit Alice Schardt-Roßmann verheiratet. Sie ist im Rossmann-Konzern Teil der Geschäftsführung.

Spielen Rivalität und Konkurrenz gar keine Rolle in Ihrer Freundschaft?

Hoppe: Viele Männer meinen, einander ständig vorführen zu müssen, was sie können und besitzen. Aber es

gibt eine rare Spezies, die dieses Rivalitätsdenken nicht hat. Zu der gehören wir beide. Dass Dirk dieses große Selbstbewusstsein hat, als erfolgreicher Konzernchef, ist nicht sehr überraschend. Aber ich kann alles, was Dirk hat – und materiell hat er ja viel mehr als ich –, mühelos anerkennen. Das liegt auch daran, dass er dieses Spiel des Vergleichens nie spielt. Finge einer von beiden damit an, würde es schwierig werden.

Roßmann: Beruflich kenne ich Rivalität, aber sie hat mich immer angetrieben. Mit Freunden habe ich nie konkurriert. Und Ralf ist ein solches Multitalent, in vielen Bereichen kann ich sowieso nicht mit ihm mithalten.

Hoppe: Wenn wir Tischtennis oder Schach spielen, möchte natürlich jeder gewinnen. Dennoch kann ich annehmen, wenn Dirk besser ist. So wie beim Schach, da fegt er mich vom Brett. Aber dann lerne ich eben von ihm.

Wer von Ihnen hatte bei der Arbeit am Buch welchen Part?

Hoppe: Dirk hatte vor allem die Vision, er ist voller verrückter Ideen, die ich dann eher strukturiere. Das Schreiben ist ein Handwerk, das ich jahrzehntelang trainiert habe. Natürlich kann Dirk auch strukturiert denken – wenn es ums Geschäft geht...

Roßmann: ... aber eben nicht in der Welt der Literatur. Ich bin spontan, beobachte und fühle sehr viel. Ralf ist eher intellektuell, ich eher intuitiv, deshalb passt es so gut zwischen uns.

In Roßmanns und Hoppes Buch versucht ein Bündnis großer Machtblöcke im Jahr 2029 die Folgen des Klimawandels mithilfe einer technischen Neuerung in den Griff zu bekommen. Doch die Innovation droht in die falschen Hände zu gelangen. Dem kommen zunächst zwei Männer auf die Spur. Zwei unterschiedliche Charaktere, die sich an ein großes Problem wagen. Und zwei Freunde. Wie Roßmann und Hoppe.

Mit dem Klimawandel gehen Sie ein Thema an, über das sich Menschen leidenschaftlich streiten können. Wie wichtig ist es für Sie als Freunde und Autoren, sich inhaltlich einig zu sein?

Hoppe: Das ist eine Grundbedingung für so ein Projekt. Dirks Überzeugung, dass sich etwas fundamental ändern muss, unterschreibe ich ebenso vollständig wie seine Idee, das Thema in eine Form zu bringen, mit der man die Masse erreichen kann.

Roßmann: Wir wollen den Menschen die Scheu vor dem Thema nehmen. Ich beobachte auch in meinem Freundeskreis, dass viele das Klimaproblem nicht an sich heranlassen, weil es so gewaltig, komplex und bedrohlich ist. Unser naiv klingender Grundgedanke lautet: Aus Misstrauen muss Vertrauen werden.

Wie gehen Sie beide mit Kritik um?

Roßmann: In einer Zeitung hieß es über den ersten Roman sinngemäß: „Miserables Buch, aber unbedingt lesen.“ Das fand ich lustig. Und über die Umschreibung „Ein bisschen James Bond, ein bisschen Frank Schätzing“ habe ich mich gefreut. Die Resonanz auf das aktuelle Buch war nicht ganz so groß, aber im November stand es auf Platz eins der „Spiegel“-Bestsellerliste. Das muss man als 75 Jahre alter Kaufmann ja erst einmal schaffen. Aber die Verkaufszahlen könnten gerne noch besser sein.

Hoppe: Finde ich nicht. Wir haben doch fantastisch verkauft. Aber ich blicke auch mit mehr innerer Gelassenheit auf Dinge wie Verkaufszahlen. Denn ich denke mir: Das Buch ist in der Welt, wir haben unser Bestes getan. Irgendwann muss man loslassen, sonst verschenkt man Energie.

Die Szenarien des Buchs erinnern mitunter an klassische Hollywood-Action. Ist eine Verfilmung geplant?

Hoppe: Es gibt Interessenten und Gespräche, aber noch keine konkreten Pläne. Die vielen Schauplätze würden eine Verfilmung auch sehr aufwendig machen – und gerade bei einem Öko-Thriller müssten wir auch auf umweltverträgliche Dreharbeiten achten. Das alles braucht Zeit.

Roßmann: Schätzing's „Der Schwarm“ erschien 2004 und wurde erst vergangenes Jahr verfilmt. Ich hoffe aber, dass es bei uns nicht 17 Jahre dauert.

Sollte es zu einer Verfilmung kommen: Werden Sie beide darin Kurzauftritte à la Hitchcock haben?

Hoppe: Unbedingt! Notfalls würde ich uns auch Rollen hinschreiben. Dirk, du könntest einen nicht mehr ganz tafrischen Hotelpagen spielen, der wichtige Informationen überbringt, und ich einen Schuhputzer, der heimlich einen Peilsender an der Sohle einer Schlüsselring anbringt.

Roßmann: Sie merken es, wir haben trotz der ernststen Themen unglaublich viel Spaß zusammen.

Immer der Nase nach

Von Sabine Hoffmann

Sie sitzt mitten im Gesicht und bestimmt über den ersten Eindruck. Leider ist das Riechorgan vielen zu breit, zu lang, zu schief. Zwei Frauen ließen sich operieren – und erzählen, wie es lief.

Manche körperlichen Makel sind zwar klein, aber sie nerven trotzdem. Bei Elisabeth Graf war es die Nase, genauer die knollige Spitze. Graf, die eigentlich anders heißt, ist ausgebildete Tänzerin und arbeitet als Model. Sie sagt: „Ich liebe das Spiel mit der Kamera.“

Früher, mit Anfang 20, lebte sie ein paar Monate in Mailand, dann in Bangkok und in Berlin. Es war ein Leben aus dem Koffer. Sie mochte das, kein Tag glich dem anderen, jeder Job war eine neue Überraschung. Heute ist Graf Mutter zweier schulpflichtiger Kinder. Ihr Leben ist ruhiger geworden. Aber auch 20 Jahre später ist sie weiterhin als Model gut gebucht. Wie zu Beginn der Karriere loben ihre Kunden ihre positive Ausstrahlung, das ebenmäßige Gesicht. Die Fotos retuschierten sie trotzdem immer wieder. „Wenn ich meine Bilder später in Magazinen oder auf Plakaten sah, ärgerte ich mich“, sagt Graf. „Meine Nase wurde immer bearbeitet.“ Also wünschte sie sich, dass das ein Ende hat, dass ihre Nase mit ihren Gesichtszügen harmonisiert.

Die Nase ist Blickfang und zugleich zentrales Merkmal von Gesichtern. Ihre Form und Größe sind so unterschiedlich wie die Personen selbst, prägen aber wesentlich den individuellen Ausdruck. Ist die Nase zu breit, zu lang, zu kurz oder schief, kann das für Betroffene belastend sein.

Elisabeth Graf vereinbarte Ende 2020 ein Beratungsgespräch bei dem Plastisch-Ästhetischen Chirurgen Eckart Buttler in München. Seit 18 Jahren ist der Vierundfünfzigjährige auf Nasenkorrekturen spezialisiert und erlebt seitdem immer wieder, wie groß der Leidensdruck seiner Patienten sein kann. Häufig bemerkt Buttler das schon, wenn die Patienten in die Praxis kommen: „Einige wirken unsicher und gehemmt, stellen oder setzen sich automatisch so hin, dass zum Beispiel der Höcker auf ihrer Nase möglichst nicht auffällt.“ Auch wenn über die Bilder in den sozialen Medi-

en schnell der Eindruck entsteht, besonders die eher künstlich aussehenden Stupsnasen seien unter Frauen angesagt – in der Praxis fragen Patientinnen danach nur in Ausnahmefällen. „Die meisten Menschen haben ein gutes Gespür dafür, dass solch eine vermeintlich perfekte Nase nicht in ihr Gesicht passt.“

Der Mediziner hört meist nur einen Wunsch: Der Makel solle beseitigt werden, die Nase aber weiter zum Gesicht passen und vor allem nicht operiert aussehen. Zugleich gäben heute, anders als früher, immer häufiger schon kleine Schönheitsfehler an der Nase Anlass, über eine Korrektur nachzudenken.

Zum Beispiel ein Höcker auf dem Nasenrücken: „Noch vor 20 Jahren sind die Patienten überwiegend bei einer starken und auch seelisch belastenden Ausprägung zum Plastischen Chirurgen gegangen“, sagt Buttler. „Heute wird häufig der Wunsch geäußert, schon leichte Wölbungen zu begradien.“

Manchmal zeigen Patienten dem Mediziner Bilder von Nasen, die sie als schön empfinden. Oft fordert der Arzt sie sogar dazu auf, um ihre Vorstellung von Ästhetik besser zu verstehen. „Ganz wichtig ist, vor der Operation den Wunsch

des Patienten verstanden zu haben, um sagen zu können, ob dieser auch realistisch und technisch machbar ist.“ Nicht selten sei nämlich ein Kompromiss zwischen Idealbild und chirurgischer Umsetzbarkeit erforderlich.

Christine Ludwig, die ebenfalls anders heißt, war gleich klar, dass es sich um einen äußerst anspruchsvollen Eingriff handelt. Dabei war ihr Wunsch 20 Jahre zuvor zunächst bescheidene gewesen. Die heute Einundvierzigjährige wollte einfach eine ganz normale Nase. Eigentlich wäre das keine große Sache gewesen. Die Fremdsprachenkorrespondentin litt unter ihrem Höcker und wollte ihn mit Mitte 20 loswerden. Mit Skalpell und Säge oder Meißel kann so ein Höcker operativ beseitigt werden. Doch der Eingriff ging bei ihr schief. Zu viel Knorpelgewebe und Knochen wurden abgetragen. „Als ich meine Nase nach dem Eingriff zum ersten Mal sah, war ich schockiert“, erzählt Ludwig. „Sie war so kurz, dass man von vorne in die Löcher schauen konnte. So wollte ich natürlich nicht aussehen. Gleichzeitig hatte ich große Angst vor einem abermaligen Eingriff, denn ich befürchtete, anschließend noch schlimmer auszusehen.“

Im Sommer 2020 lagen viele Jahre hinter ihr, in denen Christine Ludwig über das misslungene Operationsergebnis mal mehr, mal weniger gut hinwegsehen konnte. Dann vereinbarte auch sie einen Termin in Buttlers Praxis. Im Erstgespräch erzählte er ihr, dass sie kein Einzelfall sei und nicht selten Patienten nach einer Operation mit dem Resultat unzufrieden seien.

Die Anatomie der Nase ist komplex. „Sie besteht aus einem Gerüst mit knöchernen und knorpeligen Anteilen“, sagt Buttler. „Dieses Gerüst zeichnet sich unter der darüberliegenden Haut ab und bestimmt so die sichtbare Form der Nase.“

Wie bei allen Patienten wollte der Plastische Chirurg nach einer gründlichen Untersuchung

wird es auch nicht besser, habe er gesagt. Der Ingenieur hatte ihre Nase nie gestört. Aber er wollte, dass seine Frau sich wohlfühlt.

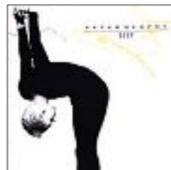
Knapp vier Stunden dauerte der Eingriff im Februar 2021. Früher setzten Ärzte bei Nasenoperationen meist die sogenannte geschlossene Technik ein. Dabei wird der Eingriff nur über Schnitte im Inneren der Nase vorgenommen. Heute hingegen wird immer öfter die offene Technik genutzt: Der Chirurg setzt einen zusätzlichen kleinen Schnitt zwischen die beiden Nasenlöcher, klappt die Nase vorsichtig auf und kann nun unter Sicht Verformungen korrigieren oder fehlende Strukturen nachbilden. Immer öfter kommen auch Techniken zum Einsatz, bei denen die Nasenkorrektur ganz ohne Operation ausgeführt wird. Die Haut wird lediglich mit Hyaluronsäure unterspritzt. Allerdings sind die Möglichkeiten dabei begrenzt, und die Korrektur bleibt nicht dauerhaft. Nach ein bis zwei Jahren muss die Behandlung wiederholt werden.

Christine Ludwig benötigte zur Rekonstruktion ihrer Nase Transplantate aus Knorpel. Ist davon in der Nase nicht mehr genug vorhanden, muss an anderer Stelle des Körpers Knorpel entnommen werden, in der Regel aus der Rippe, bei kleineren Defekten auch aus der Ohrmuschel. Eckart Buttler verwendete zum Aufbau Transplantate aus Rippenknorpel. Wie ein Bildhauer bearbeitete er die Form, modellierte das Knorpelgerüst und die Nasenspitze.

Als Christine Ludwig aus der Narkose erwachte, war ihre Nase dick verbunden, die Wangen waren angeschwollen und voller Blutergüsse. Trotzdem, ihr erster Eindruck, als sie in den Spiegel schaute: „Es war ganz eindeutig zu erkennen, dass ich wieder eine Nasenspitze hatte. Damit konnte meine Nase auch nicht mehr so schlimm wie vorher aussehen.“

Schmerzen hatte sie kaum, sie sollte viel kühlen und vor allem Geduld haben: Zwar durfte sie die Klinik nur zwei Tage später verlassen, und der Verband kam nach zwei Wochen ab. Die vollständige Abheilung nimmt in der Regel aber einige Zeit in Anspruch. Bis das tatsächliche Ergebnis sichtbar ist, kann es bis zu zwei Jahre dauern. So lange braucht es, bis die Nase vollkommen abgeschwollen ist und ihre endgültige Form hat. Die Kosten für den Eingriff musste Christine Ludwig, wie es bei ästhetischen Operationen üblich ist, selbst übernehmen. Eine Nasenkorrektur kostet im Schnitt etwa 8000 Euro. Das war es ihr wert: „Ich bin froh, dass das Thema endlich erledigt ist.“

Elisabeth Graf, das Model, sieht das genauso. Ihre Fotos werden heute auch nicht mehr retuschiert.



„A STRANGE KIND OF LOVE / A STRANGE KIND OF FEELING“ (PETER MURPHY)

Jascha hat seine Mutter zweimal verloren. Zuerst an einen Tumor in ihrem Gehirn. „Mit der Erkrankung veränderte sie sich, wurde gewalttätig – physisch und psychisch“, sagt der heute Einundvierzigjährige. Damals war er ein Jugendlicher, wohnte noch zu Hause. Sein Vater habe genauso gelitten wie er, sagt Jascha. Als er 20 Jahre alt war, wurde der Hirntumor entfernt. „Ich hatte plötzlich meine Mutter wieder. Aber nur für drei Wochen.“ Sie starb, und für Jascha blieben viele sehr komplizierte Gefühle zurück.

Er sagt, dass er einerseits gut mit dem Tod klarkam, hatte er sich doch schon über Jahre innerlich von ihr entfernt. Andererseits war da aber ein bitteres Gefühl: die vielen Jahre, die anders hätten verlaufen können. Wäre der Tumor nicht gewesen. „Diese Emotionen waren so kompliziert, dass ich gar keinen Zugang mehr hatte zu meiner Gefühlswelt.“ Dann fand er zur Musik.

„A Strange Kind Of Love“ von Peter Murphy hat ihn in dieser Zeit begleitet. Für Jascha ist es eines der besten Lieder, die jemals geschrieben wurden. In ihm geht es um eine sonderbare Liebe. Eine Liebe, die nicht greifbar ist, sich hinter den Augen der Menschen versteckt. Eine Liebe, die ganz schnell zur Raserei werden kann.

„Das hat zur Katharsis geführt – ich konnte endlich richtig heulen.“ Heulen über den Verlust und alles, was er zuvor erlebt hatte.

Neben Peter Murphy fand Jascha auch in der deutschen Metal-Band Janus Trost, und speziell in dem 2003 erschienenen Album „Auferstehung“, das von Schmerz, vom Sterben und vor allem vom größten Grauen handelt: weitermachen zu müssen.

Das gemeinsame Hören ist oft ein wichtiger Aspekt von Musik. Das kann zusammen in einem Zimmer sein – oder Hunderte Kilometer entfernt. „Damals war ich viel im Internetforum der Band Janus unterwegs. Da habe ich Freundschaften fürs Leben geschlossen“, sagt Jascha. Er hat sich austauschen können, nicht nur über Musik. Vielmehr über das Erleben dieser Musik. Welche Gefühle sie auslöst, mit welchen Problemen andere Nutzer gerade zu kämpfen haben. Es entstand eine Zugehörigkeit in der Musik. Das Wissen, dass diese Melodien und Texte anderen Menschen auch so viel bedeuten. Dass sie auch anderen helfen. „Einmal schrieb ich eine Nachricht: Ich saß gerade im Bus, habe das Album gehört und musste plötzlich heulen.“ Die Antworten darauf drückten kein Befremden aus, sondern Verständnis. „Das ist mir auch schon passiert“, schrieben sie ihm.

Auch heute noch kann Jascha diese Musik ohne Probleme hören. Sie sei nicht in der für ihn so belastenden Zeit hängengeblieben, sei mit ihm gewachsen, sagt er. Aber manchmal nutzt er sie, um doch noch einmal ganz bewusst zurückzukehren. Nachzuspüren, was er damals empfunden hat, was diese Musik ihm damals bedeutet und gegeben hat. Danach bleibe bei ihm nur ein Gefühl zurück, sagt Jascha. „Ich will so was nie wieder durchmachen.“



„RUNNING AROUND IN CIRCLES / AND I'M HEADING NOWHERE FAST“ (THE GHOST INSIDE)

Eigentlich ist ja nichts Schlimmes passiert, dachte Max zunächst. Es war im Sommer 2018, ein sonniger Freitag-nachmittag – er erinnert sich genau. Der Großvater hatte Geburtstag, Max saß im Auto Richtung Heimat, um ihn zu besuchen. Plötzlich kam das Auto vor ihm ins Schleudern, es kam zu einem Auffahrunfall, Max' Auto war ein Totalschaden. „Ich hatte nur ein verstauchtes Handgelenk“, sagt der heute Vierundzwanzigjährige. Noch mal gutgegangen, dachte er.



Gibt den Ton an

Von Matthias Kreienbrink

Ein plötzlicher Unfall oder das allmähliche Gefühl, nicht mehr zu wissen, wer man ist und zu wem man gehört: Manchmal kann uns Musik wie eine gute Freundin auffangen. Unser Autor hat sich unter Menschen umgehört, für die ein Lied zur Stütze und zur Hilfe wurde.

In den Wochen nach dem Unfall träumte er jede Nacht davon, im Auto zu verbrennen, sagt Max, der eigentlich anders heißt, aber auf keinen Fall erkannt werden möchte. Er entwickelte große Schuldgefühle: Im Auto vor ihm saßen zwei Kinder. Auch ihnen passierte nichts, aber was, wenn es anders ausgegangen wäre? „Ich empfand eine wahnsinnige Lethargie und bekam schließlich eine Depression.“ Seine Leistung an der Universität ließ nach, er kapselte sich von der Umwelt ab, immer wieder kamen die Erinnerungen hoch – und die Angst. „Schließlich kam es zu einem Zusammenbruch, ich bekam eine Panikattacke.“ Er suchte nach einem Therapieplatz, Anfang 2019, acht Monate nach dem Unfall, bekam er ihn. Die Diagnose: posttraumatische Belastungsstörung.

Depressionen, Angststörungen oder Traumatisierungen können so schlimm werden, dass Musik die Menschen gar nicht mehr erreicht. Auf ihren Emotionen liegt eine so schwere Decke, dass keine Empfindung mehr möglich ist. Zu Max gelangte die Musik noch. Es könnte daran liegen, dass sie besonders aufrüttelnd war. Die Hardcore-Band The Ghost Inside hat diese traumatische Zeit für ihn geprägt. „Das Shouting des Sängers, die Aggression in der Musik, das habe ich damals total gebraucht“, sagt er. Immer wieder dieses Album zu hören, sei für ihn ein Heimkommen gewesen. Etwas Stetes in seinem Leben, das sich ansonsten auflösen schien. Und es war eine Möglichkeit für ihn, sich mitzuteilen. Er schickte die Lieder an gute Freunde und seine Partnerin. Versuchte auf diese Weise deutlich zu machen, wie er sich fühlte.

Noch etwas hat Max mit der Band The Ghost Inside gemeinsam. 2015 stieß ihr Tourbus mit einem Lastwagen zusammen. Die Bandmitglieder überlebten, waren aber teils schwer verletzt. 2020 veröffentlichten sie schließlich ein neues Album, mit dem sie diese Erfahrung verarbeiteten. „Da war so viel Angst drauf, wahnsinnige Emotionen und Pathos, aber eben auch immer die Botschaft: Wir kommen da trotzdem durch“, sagt Max. Das Album sei für ihn eine Möglichkeit gewesen, endlich mit dieser Episode seines Lebens abzuschließen.

Auf dem Cover eines Albums der Band ist ein Berg zu sehen. Max ließ sich das Motiv auf seine Rippen tätowieren. Auch das sollte ein Zeichen sein für einen Abschluss und einen Neubeginn. Während die Tätowiererin ihm die Nadeln in die Haut setzte, lief die Musik, die ihn überhaupt erst an diesen Punkt gebracht hat.



„OH NO LOVE! YOU'RE NOT ALONE“ (DAVID BOWIE)

Die ersten Momente des vermeintlichen Erwachsenseins; noch in der Pubertät, mit all den Irrungen und Wirrungen. Dann heißt es, in die Zukunft zu blicken, die ganz weite. Bildung, Karriere, Abnabelung von den Eltern – die eigene Person entdecken. „Ich hatte in dieser Zeit sehr viel Streit mit meiner Mutter“, sagt Isabella, die heute 20 Jahre alt ist und ein Volontariat macht. Sie kommt aus einer Arbeiterfamilie, die Mutter ist Bürokauffrau, der Vater Schlosser. Vor gut fünf Jahren wechselte Isabella aufs Gymnasium, als Erste in ihrer Familie. Das Abitur sollte ihr alle Möglichkeiten eröffnen, die die Eltern nicht hatten. „Wir hatten sehr unterschiedliche Vorstellungen vom Leben.“

Isabella wollte etwas Künstlerisches studieren, die Mutter erwartete etwas Bodenständiges. Miteinander reden war nur schwer möglich – gut zwei Jahre lang. „Wir haben uns auf keiner Ebene verstanden. Außer wenn wir im Auto saßen, denn da wussten wir beide, was wir für Musik hören wollen.“ Es lief fast immer David Bowie. Bowie hat diese Zeit geprägt. Wenn er etwa eindringlich schreit: „Gimme your hands, cause you're wonderful“ im Lied „Rock 'n' Roll Suicide“. Oder „Changes are taking the pace I'm going through“ in „Changes“.

Oft ist Musik eine Möglichkeit, sich von seinen Eltern zu distanzieren. Was in der Kindheit in der Küche, im Auto oder beim Treffen der Eltern mit Freunden lief, wird zum Beispiel dafür, was man auf keinen Fall mehr hören

möchte. Eine Emanzipation in Melodien: Seht, ich fühle anders als ihr. Meine Probleme sind komplexer und tiefer als eure. Lauscht meiner Musik, um zu erfahren, wie ich bin. Bei Isabella war es andersherum: David Bowie wurde über Jahre zu einer festen Verbindung zur Mutter.

„Das sind Texte, in denen sich wohl jeder wiederfindet, der mit der Welt hadert“, sagt Isabella. Sie haben ihr Kraft gegeben – und sie behutsam daran erinnert, dass ihre Mutter dieselben Lieder hört und sicherlich auch etwas empfinden wird. Da musste also eine Gemeinsamkeit sein, auch wenn sie sie gerade nicht sehen konnte. 2016 starb David Bowie. Isabella sagt, dass sie sich noch gut an den Tag erinnern kann. „Ich kam aus der Schule nach Hause und sah meine Mutter in der Küche sitzen, sie war total fassungslos.“ Auch da wieder eine Gemeinsamkeit: „Wir waren beide sehr traurig. Aber geredet haben wir damals nicht darüber.“

Einige Jahre später waren Depeche Mode in Deutschland auf Tour. Isabellas Mutter ging auf eines der Konzerte. Die Band spielte ein Cover von „Heroes“, einem Lied von David Bowie. Isabella bekam eine Whatsapp-Nachricht ihrer Mutter: ein Video von der Performance. Und damit die Botschaft: Wir haben hier doch etwas Gemeinsames. „Wir haben nach dem Konzert dann lange miteinander gesprochen. Die Distanz zwischen uns wurde endlich geringer.“



„TIME, OH TIME, YES, I NEED MORE TIME“ (DES'REE)

„Ich stand lange am offenen Fenster, hoch oben in einem Plattenbau. Es war Winter, später Abend, Scheißwetter. Dann habe ich doch eine Kommilitonin angerufen, habe ihr gesagt, dass es mir sehr schlecht geht.“ Ronja ist heute 43 Jahre alt und Mutter. Ihr Kind spielt mit dem Vater im Spielkeller, damit es das Gespräch über ihre Vergangenheit nicht hört. Als Ronja 20 war, zog sie fürs Studium nach Leipzig, aufgewachsen ist sie in Nordrhein-Westfalen. „Ich habe mich nicht gut zurechtgefunden, die neue Zimmergenossin war kühl, an der Uni hatte ich viel Stress.“

Sie konnte kaum noch schlafen, wurde immer verzeufler. „Ich wurde depressiv. Damals bin ich nicht zum Arzt gegangen. Ich wusste gar nicht, an wen ich mich wenden kann“, sagt sie. Ein Album hatte sie mitgenommen aus dem Haus ihrer Eltern: „Supernatural“ von Des'ree. „Eine Künstlerin, die gerne bespöttelt wurde. Aber dass ich diese Phase lebend überstanden habe, schreibe ich vor allem diesem Album zu“, sagt Ronja. Jeden Tag habe sie die CD eingelegt und mehrfach abgespielt. Die Lieder wurden ihr zu einer zweiten Heimat, in der eben doch jemand da war, der sie sah. „You'll survive, be strongest“ heißt es im Lied „Darwin Star“ – du wirst überleben, stärker sein. Genauso gibt es auf dem Album auch fröhliche Lieder, sie wurden zu kurzen Momenten, in denen die Last sich nicht mehr ganz so schwer anfühlte.

„All I know, all I know, love will save the day“: In dem wohl bekanntesten Lied, „You Gotta Be“ geht es darum, in die Zukunft zu blicken und die Herausforderung anzunehmen, auch wenn es viele Tränen gibt. Am Ende ist es die Liebe, die den Tag retten wird. „Dass ich nicht gesprungen bin an dem Winterabend liegt an einem Gedanken, der mir plötzlich kam: Was ist mit den Menschen, die ich zurücklasse?“, sagt Ronja. Es war ein transformativer Moment; zum Telefon greifen, Hilfe suchen.

Das Album von Des'ree sei ein Anker gewesen, der sie schließlich doch im Leben gehalten habe. Heute hört Ronja es nur noch selten. Sie habe sich verändert, und mit ihr der Musikgeschmack. Wenn sie es aber doch einmal spiele, dann denke sie daran zurück, welche Rolle die Lieder in dieser prägenden Zeit gespielt haben. „Dann merke ich wieder: Ich habe es geschafft, ich habe das überwunden.“ Damals war das geradezu obsessive Hören für sie eine Beschäftigung, die ihrem Leben Sinn gab. Sie kannte, sagt sie, jeden Winkel dieser Lieder wie einen Teil von sich selbst. Dadurch konnte sie das Denken ausschalten und sich ganz auf die Emotionen einlassen. „Das hat mich schließlich zurückgebracht.“

FEUERWERK IM GEHIRN: WARUM MUSIK PRÄGT

Der Herzschlag der Mutter ist der erste Rhythmus, den wir hören. Unser Bewusstsein hat sich noch nicht entwickelt, aber die Musik ist schon da. Bei Aufregung geht er schneller, in der Nacht wird er regelmäßig und ruhig – und gibt dem ungeborenen Kind seinen Takt. „Klänge und Rhythmen prägen uns sehr früh, schon vor der Geburt“, sagt Anne-Katrin Jordan, Professorin für Musiktherapie und Musikpädagogik an der Medical School Hamburg.

Sie selbst arbeitet musiktherapeutisch vor allem mit Kindern und Jugendlichen. „Ich habe eigentlich noch nie jemanden kennengelernt, der oder die nicht durch Musik berührt wird“, sagt sie. Das Besondere an der Musik sei dabei das Niedrigschwellige, Unmittelbare: „Sie löst ein Feuerwerk im Gehirn aus.“ Denn die Musik spreche Menschen auf verschiedenen Ebenen direkt an. Körperlich etwa, wenn der Rhythmus fast unweigerlich eine Bewegung evoziert. Sozial, da die Musik zusammen erlebt werden kann. Und natürlich emotional.

Wer kennt es nicht, wenn ein Lied, ein Teil eines Musikstücks, eine Melodie vielleicht auch nur für einen kurzen Moment die gesamte Empfindung zu ergreifen scheint. Den Körper kurz erstarren lässt, Erinnerungen lebendig werden lässt, tiefste Emotionen offenlegt – und dann wieder im Äther verschwindet. „Musik hilft uns, Emotionen und Erinnerungen zu speichern“, sagt Anne-Katrin Jordan. Etwa von Momenten, in denen man sich besonders wohlgeföhlt hat. Ebenso auch Phasen, die belastend oder sehr intensiv waren. „Es werden so viele Areale im Gehirn durch Musik aktiviert, da entstehen Verknüpfungen zwischen Musik und Erleben.“ Bei Menschen, die ein Instrument spielen, werden bei der inneren Vorstellung einer Tonfolge die gleichen Hirnareale angesprochen wie beim tatsächlichen Spielen.

„Die Musik ist auch ein Sprungbrett zur Sprache“, sagt Anne-Katrin Jordan. Darum setzt sie in der Arbeit mit Kindern auf das Spielen von Instrumenten. Sie musizieren in der Gruppe, und jeder oder jede gibt mal den Ton an. Alle Kinder folgen dann. „Besonders Kinder, die sehr still sind, können so gefördert werden. Denn dieses Tonangebot kann auch auf den Alltag übertragen werden.“

Genauso wird Musik aber auch in der Therapie von Depressionen oder Demenz eingesetzt. Wer bei Youtube etwa nach den Begriffen „Musik“ und „Dementia“ oder „Alzheimer“ sucht, findet etliche Videos mit teils Millionen Aufrufen. Darin sind Menschen zu sehen, die den Zugang zur Welt verloren zu haben scheinen. Sie verändern plötzlich ihren Blick, wenn sie Musik hören. Er scheint aber nicht nach außen zu gehen – nicht auf die, die erwartungsvoll vor ihnen stehen. Der Blick scheint nach innen gekehrt zu sein, in die Richtung der vielen Erinnerungen und Gefühle, die mit dieser geliebten Musik verbunden sind. „Ich habe das Video schon oft gesehen. Jedes Mal wird mein Glaube an die Menschheit wiederhergestellt“, heißt es in einem Kommentar unter einem der Videos. Auch das ist eben Musik für viele: ein Zeichen dafür, dass da doch mehr ist als nur Gehirnströme und ein irgendwann sterbender Körper.

Suizidgedanken? Bei der Telefonseelsorge finden Sie Hilfe unter den beiden unentgeltlichen Hotlines 08 00 / 111 01 11 und 08 00/111 02 22. Anlaufstellen sind auch Ärzte und Kliniken. Für jüngere Menschen gibt es Online-Chat-Angebote wie zum Beispiel www.u25-deutschland.de. Holen Sie sich in jedem Fall Hilfe.



In ihren Köpfen

Schönheit sitzt nicht ausschließlich an der Oberfläche. Das zeigen die Figuren von Meral Alma.

Für diese Ausgabe des F.A.Z.-Magazins hat die Düsseldorfer Künstlerin zwei Punks gemalt.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Marcus Simaitis



Meral Alma wollte nur schnell Pause machen und bei ihrer Freundin in der Bar um die Ecke einen Kaffee trinken. Sie war erschöpft und bunt bemalt. Wenn sie arbeitet, dann mit vollem Körpereinsatz. Dann wirft sie die Farbe auf die Leinwand. Die Künstlerin bekommt davon fast so viel ab wie ihre Bilder, der Boden, die weißen Wände. Vor der Bar in der Düsseldorfer Altstadt, die Kunstakademie liegt gegenüber, standen zwei Frauen an einem ebenfalls sehr bunt angemalten Weinfass. „Dann höre ich, wie die eine zur anderen sagt: „Die will doch jetzt nicht wirklich hier reingehen“, erzählt Alma. „Und ich dachte: Hallo, das Fass,

an dem ihr steht, habe ich gemacht. Das ist die Bar meiner Freundin.“

So viel zu ersten Eindrücken. Auch Meral Alma kennt das: Menschen sehen und vorschnell über sie urteilen. Sie erzählt von dem Moment, als sie an der Bahnhaltestelle mal zwei Frauen beobachtete, eine ältere, eine jüngere. „Beide komplett in pinkfarbenem Leopardenmuster gekleidet.“ Auch Alma wechselte ins Schubladendenken. „Dann haben sie sich in der Bahn vor mich gesetzt, und auf einmal strich die Ältere der Jüngeren durchs Gesicht und gab ihr einen Kuss.“ Der zweite Eindruck war ganz

Laut, bunt, schmutzig: Punks können all das sein. Die Figuren der Künstlerin Meral Alma sollen jedoch nicht nur sichtbar, sondern auch fühlbar sein.



anders. „Das war die Mama. Und das war so liebevoll. Die Erfahrung fand ich interessant, ich weiß nicht, ob es Menschen gibt, die sich von solchen Urteilen freimachen können.“

Die zwei Anekdoten stehen beispielhaft für die Bedeutungslosigkeit des ersten Eindrucks. Und doch schließen sich daran große Fragen an: Was ist eigentlich schön? Und wer definiert Schönheit? Natürlich jeder für sich, nach seinen Maßstäben, aber manchmal werden wir von unserer eigenen schlichten Definition von Schönheit selbst überrascht. Schönheit sitzt nicht nur an der Oberfläche. Das ist Meral Almas Thema. Sie ist Malerin, und die Punks gehören zu ihren bekanntesten Figuren. In vielen Ländern leben Sammler mit ihnen in ihren Privathäusern. Alma arbeitet an Extremcharakteren: der Königin, dem kleinen König, Ballerinen. Ihre Punks sind Köpfe auf Leinwänden. Angehörige einer Subkultur von gestern, über die jeder bis heute eine Meinung hat. Erste Eindrücke inbegriffen. Punks können laut sein, bunt, vielleicht schmutzig wirken. Die Künstlerin jedoch hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Punks nicht nur sichtbar, sondern fühlbar zu machen.

Ein trüber Montag im Winter. Meral Alma verdunkelt ihr Düsseldorfer Atelier noch zusätzlich und löscht das Licht. So leuchten die Punks von innen heraus. Dann wird klar, dass diese Figuren wirklich etwas im Kopf haben, nämlich mindestens mal sehr viele Farbschichten. Und dass die Stachel in den Haaren und Besonderheiten in den Gesichtern neben Nägeln und Glassplittern auch aus Messern, Gabeln und Löffeln bestehen. Manchmal wisse sie gar nicht, wie das Besteck hineingekommen ist, sagt sie. „Oder hier!“ Alma tritt näher an den blauen Punk, der auch auf diesen Seiten zu sehen ist. „Der Pinsel lag im Arbeitsprozess an dieser Stelle. Auf einmal klebte er fest. Und hier habe ich ein großes Messer vergessen.“

Almas Freund und Manager kam in dem Moment dazu, der Punk lag noch in der Horizontalen, auf Böcken. „Er sagte: ‚Das kannst du doch so nicht liegen lassen!‘ Und ich sagte: ‚Wer fragt dich denn?‘“ Beides fügt sich jetzt in die Haarpracht. „Genau das macht sie zu Individuen.“ Dafür bearbeitet die Künstlerin die Köpfe mit Cuttermessern, holt untere, längst verborgene Schichten wieder hervor.

Für dieses Magazin hat Meral Alma zwei Punks gemalt, die wir auf diesen Seiten zeigen, einmal bei Licht, einmal bei Dunkelheit. Sie sind größer als üblich für ihre Reihe, 1,90 mal 2,40 Meter – 1,40 mal 1,80 schien der Künstlerin für dieses Projekt zu klein.

Sie kennt sich aus mit ersten, zweiten und dritten Eindrücken. Meral Alma sagt: „Ich komme aus verschiedenen Welten.“ Sie wurde in Mönchengladbach geboren, im Jahr 1985, ihre erste Sprache war Arabisch. Dann Türkisch. Im Kindergarten dann Deutsch. Beide Familien, von Mutter und Vater, kommen ursprünglich aus Syrien, die Vorfahren waren in die Türkei ausgewandert, die Eltern dann nach Deutschland. „Aber wir behielten alles bei, das Arabische, das Türkische, dann kam das Deutsche hinzu“, sagt Alma. „Für mich war es als Kind selbstverständlich, alle drei Sprachen wie Kauderwelsch zu sprechen.“

Sie besuchte eine katholische Grundschule, jeden Freitag ging sie mit den anderen Kindern in die Kirche. „Ich habe mitgebetet und Weihnachten und Ostern gefeiert, aber zugleich kenne ich auch den Islam ganz gut, Zuckerfest und Opferfest, obwohl das schon traumatisierend war. Meine Cousine und ich standen da in der Türkei mitten im Blut.“ Bis heute hat sie Probleme, Fleisch zu essen.

Wenn Meral Alma an die Türkei ihrer Kindheit denkt, dann auch an ein ärmliches Viertel in Adana, wo sie damals eigentlich gar nicht habe spielen sollen. „Dann wurde morgens vor einem Haus ein Rollladen hochgezogen, und ich sah, wie die Familie ihre Betten zusammenrollte, um den Raum als Wohnzimmer zu nutzen.“ Jahre später

„Ich arbeite nicht von bis, und dann ist Feierabend. Dann würde ich auch nur zu Hause sitzen und zwei, drei Stunden nachdenken.“ //



Bei Licht und Dunkelheit betrachtet: Meral Almas Punks leuchten von innen heraus. Von ihrem Atelier in der Düsseldorfer Altstadt ist es nicht weit bis zur Kunstakademie, wo sie einst studierte.

besuchte sie eine Freundin in Istanbul. „Die schickte mir einen Fahrer. Das sind ganz schön unterschiedliche Welten. Beides erleben zu dürfen ist für mich im Nachhinein Reichtum.“

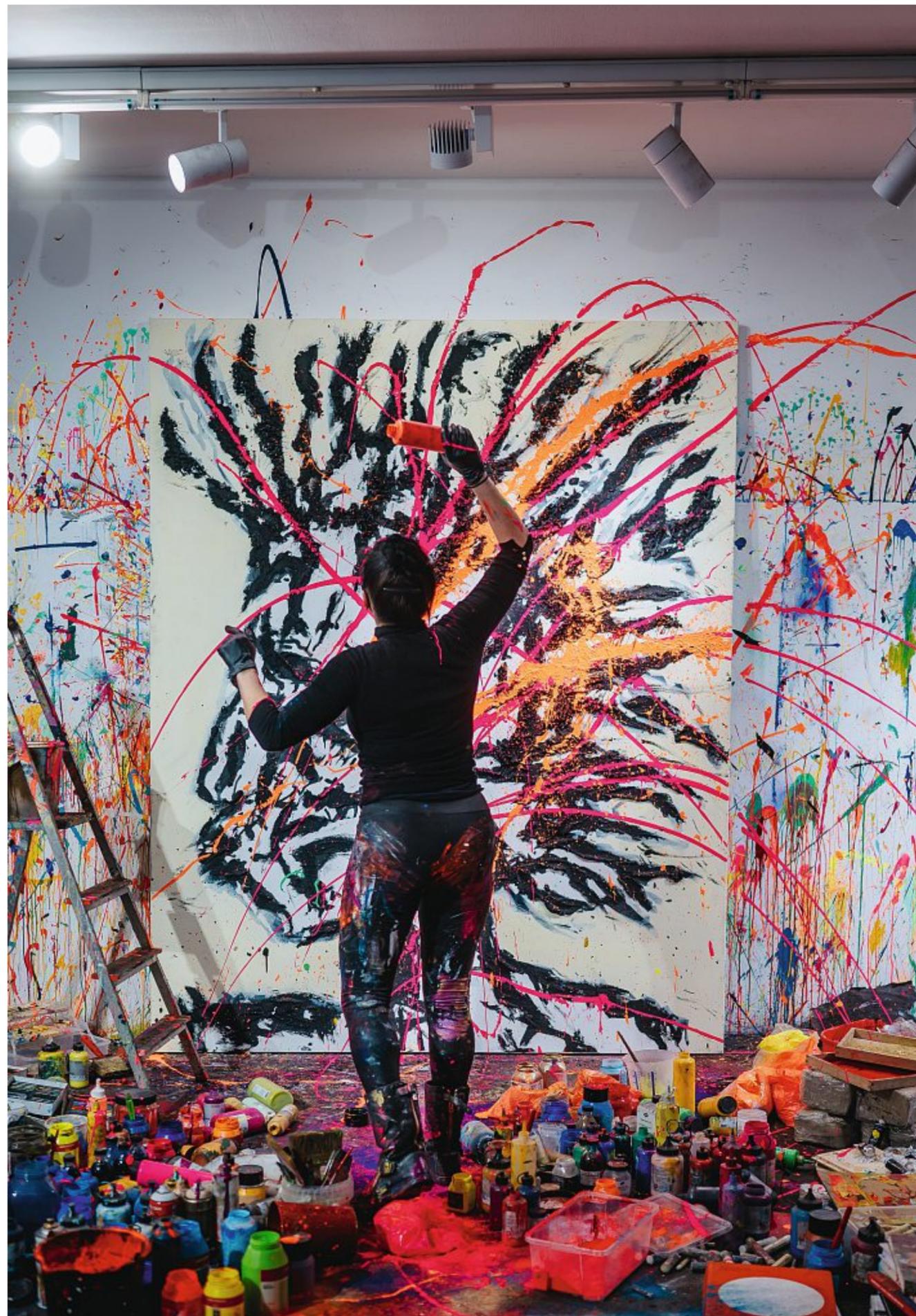
Es bedeutet: Menschen zu verstehen, vielleicht nicht direkt in ihre Köpfe schauen zu können, wie in jene ihrer Punks, aber zumindest Zutritt zu deren Leben zu bekommen. Und zugleich den Schlüssel zum eigenen Leben zu hüten. „Ich habe früh verstanden, dass das Leben mir gehört“, sagt Alma. „Dass ich nicht die Bedürfnisse meiner Eltern befriedigen möchte, dass ich nicht in eine bestimmte Familie einheiraten werde, etwas Bestimmtes studieren oder in der Gemeinde Jüchen ein freistehendes Haus besitzen werde.“

Einen Punkt in ihrem Leben, der eine Wende markiert, gab es trotzdem: Meral Alma hatte nach dem Abitur in Mönchengladbach schon ihren Magister in Germanistik und Soziologie abgeschlossen. Dann durfte sie ein paar Wochen an der Summer School in Harvard verbringen. „Im Flugzeug auf dem Weg zurück nach Frankfurt kam mir der Gedanke: Ich werde niemanden um Erlaubnis fragen. Ich werde mich einfach an der Kunstakademie in Düsseldorf bewerben und meine Mappe abgeben.“

Zum Sommersemester 2010 wurde sie angenommen. Alma war Meisterschülerin bei Siegfried Anzinger. Der Maler, Professor an der Akademie, riet ihr schon im vierten Semester, groß zu denken. „In den Kolloquien war alles erlaubt. Es wurde geschrien, es ging bis in die Nacht, und bei einer dieser Gelegenheiten sagte er mir mal: Sie sind groß. Ich dachte, das kann gar nicht wahr sein, ich bin selbst nur etwas über 1,60 Meter.“

Schon damals malte Alma Figuren. Auf der größeren Leinwand begann sie daraus Welten zu erschaffen, ihren ersten „Zirkus des Lebens“. Heute kommt jedes Jahr ein weiterer hinzu. Der „Zirkus des Lebens 4. Akt“, ihre bislang aufwendigste Arbeit auf 16 mal 3,10 Metern, hängt in den Türmen des Unternehmens 1&1 in Karlsruhe, direkt am Hauptbahnhof. Nachts leuchtet das Werk. Wer mit dem Zug in den Bahnhof einfährt, kann mit Glück aus der Entfernung einen Eindruck von diesem Leben bekommen, mit seinen vielen Gestalten, den Ballerinen, Musikern und Königen, für deren Erschaffung die Künstlerin ihre ganze Kraft braucht.

„Ich werde bei der Arbeit in solchen Momenten schon nervös, wenn jemand zur Tür reinkommt“, sagt Alma. „Ich lasse mich komplett darauf ein.“ Bis vier, fünf Uhr morgens geht das in der Regel. Erst dann kann sie die Tür schließen, ein paar Stunden schlafen. „Ich arbeite nicht von bis, und dann ist Feierabend“, sagt sie. „Wenn ich dann nach Hause ginge, würde ich auch nur im Badezimmer sitzen und zwei, drei Stunden nachdenken. Also bleibe ich lieber hier.“ Wenn Meral Alma zwischendurch doch Pause macht, sieht sie entsprechend aus. Erschöpft – und bunt. Haare, Gesicht, Kleider und Fingerkuppen in Rot, Blau, Grün und Pink. Das mag der erste Eindruck von ihr sein. Auf den der zweite folgt. „Ich denke, Menschen können später fühlen, mit welcher Kraft ein Künstler an das Bild gegangen ist.“



„Zwei Liter Wasser mehr helfen nicht“

Von Sabine Spieler

Volker Steinkraus, Dermatologe in Hamburg, verkauft seit Jahrzehnten unter seinem Namen Produkte. Heute sagt er: Pflege ist wichtig, muss aber nicht überbewertet werden. Warum unser größtes Organ nicht dafür gemacht ist, ständig eingecremt zu werden, Sonne in Maßen guttut und Glückseligkeit für den Alterungsprozess eine Rolle spielt.

Herr Steinkraus, Anfang der Nullerjahre haben Sie in Zusammenarbeit mit einem Schweizer Kosmetikerhersteller eine erste Hautpflegeserie auf den Markt gebracht, SBT. Sie sollte der Hautalterung entgegenwirken. Im vergangenen Jahr folgte eine Serie unter Ihrem eigenen Namen. Warum jetzt der Alleingang?

Bei dieser Serie war ich zwar einer der Köpfe des Konzepts, bei wichtigen inhaltlichen Fragen jedoch ohne nennenswerten Einfluss auf Entscheidungen. Da in den vergangenen 20 Jahren in der Hautpflege enorm viel passiert ist, reizte mich die Aufgabe, ein neues Pflegekonzept zu kreieren, für das ich die alleinige Verantwortung tragen und in das ich meine Erfahrung mit neuen Technologien einbringen wollte.

Beide Linien gehören in den Bereich der sogenannten Doctor-Brands, Gesichtspflege vom Dermatologen. Wie unterscheidet sich die neue Serie von dem, was es schon gibt?

Meine Pflege basiert auf vier Komponenten: den klassischen Vitaminen A, C und E, dem natürlichen Schutzschild Niacin, pflanzlichen Ölen mit hohem pflegendem Effekt und Biomimetika. Das sind Stoffe aus der Natur, die zu den spannendsten und wertvollsten Bausteinen der wissenschaftlichen Forschung zählen, weil sie die Natur imitieren und so Wirkweisen nutzbar machen, die sich im Laufe von Jahrtausenden bewährt haben. Die Linie ist frei von Silikonen, Acrylaten und Mikroplastik. Allesamt Dinge, die gerne als Weichmacher verwendet werden oder eingesetzt werden, um die Haut abzudichten. Aber eigentlich kann die Haut damit nichts anfangen. Die Produkte sind realistisch, in der Wirkung und im Preis.

Wie meinen Sie das?

Hautpflege ist wichtig, aber sie darf nicht überbewertet werden. Wir können keine Falten wegcremen, da muss man zu anderen Maßnahmen greifen, wenn man das möchte. Meine Gesichtsercreme kostet 58 Euro, das ist nicht günstig, aber bezahlbar.

Die SBT-Linie, hinter der Sie standen, war, mit etwa 100 Euro für eine Creme, fast doppelt so teuer. Ich bin in den vergangenen Jahren zu der Ansicht gekommen, dass Hautpflege und ins-

besondere die ganzen sogenannten Doctor-Brands maßlos überteuert sind. Hautpflege ist kein Luxus-, sondern ein Gebrauchsgut.

Jetzt stehen bei Ihnen Seren im Mittelpunkt: Es gibt ein Vitamin-A-Serum, ein Vitamin-C-Serum und ein Hyaluron-Serum. Warum so viele?

Vitamin A, auch bekannt unter Retinol, sowie Vitamin C verlangsamen den Alterungsprozess der Haut, das belegen langjährige wissenschaftliche Studien. In all den Jahren wurden neue Ansätze gefunden, aber am Ende landet man immer wieder bei Vitamin A und Vitamin C. Vitamin A ist ein kleines lipophiles Molekül, das gut durch die Haut geht. Vitamin C ist ein bisschen komplizierter, weil es schnell oxidiert, wodurch es inaktiviert wird und hydrophil ist und deshalb nicht ganz so leicht die Haut durchdringt. Deshalb muss man die Konzentration des Wirkstoffs deutlich erhöhen, um eine gewisse Penetration zu erreichen. Vitamin A und C bilden sozusagen die Klammer, um die Kollagenbildung zu fördern und die Haut zu pushen.

In welcher Reihenfolge raten Sie, diese Seren zu verwenden?

Vitamin A sollte man abends vor dem Schlafengehen nehmen, weil es lichtempfindlich ist. Folglich ist der Morgen frei für das Vitamin-C-Serum. Ich rate davon ab, beide Seren gleichzeitig zu benutzen. Vieles parallel zu nutzen hilft nur der Kosmetikindustrie, nicht der Haut. Ich bin ein Fan der Monotherapie. Die Seren sind hochwertig und sollten nicht mit anderen Wirkstoffen gestört werden. Leider ist es immer noch ein Mythos zu glauben, je mehr wir für unsere Haut machen, desto besser. Das Gegenteil ist der Fall.

Aber das Hyaluron-Serum sollte man, Ihrem Rat folgend, schon zusätzlich verwenden?

Hyaluron ist ein Wirkstoff, der sehr viel Wasser bindet und bedenkenlos in jeder Form kombiniert werden kann. Vitamin A und C sind quasi die Langstreckenläufer, Hyaluron der Kurzstreckenläufer, unkompliziert und gut verträglich, der beste Feuchtigkeits-Booster. Wenn Sie Hyaluron auftragen, sehen Sie kurzfristig besser aus, weil viel Wasser in der Haut gebunden wird. Und weil viel Wasser gebunden wird, verschwinden die Fältchen für eine kurze Zeit. Das ist ein toller Booster-Effekt und schön, wenn Sie etwas Besonderes vorhaben. Aber ein Anti-Aging-Mittel ist Hyaluron definitiv nicht.

Eine Pflege kann also den Alterungsprozess nicht aufhalten. Was kann man Ihrer Erfahrung nach tun, um weniger schnell zu altern?

Eine gute Haut zu haben ist immer ein Gesamtkonzert. Das geht mit ausreichend Schlaf los, mit gesunder Ernährung, ausreichend Sport, um die Durchblutung der Haut zu aktivieren. Auch die Psyche spielt eine wichtige Rolle, wie glücklich ich in meiner Partnerschaft bin, wie zufrieden im Job. Eine positive Einstellung kann da mitunter mehr bewirken als eine Creme. Hautpflege ist nur ein Baustein in diesem Mosaik, wenn auch ein zweifelsohne wichtiger Baustein. Aber bitte immer in Maßen. Die meisten machen viel zu viel.

Was schlagen Sie Ihren Patienten vor?

Ich sage immer: Suchen Sie sich ein paar ausgewählte Produkte, und die nehmen Sie dann mindestens drei Monate, das ist ein realistisches Zeitfenster, das man braucht, um überhaupt einen Effekt zu sehen. Hautpflege kann man nicht mit einer Bluthochdrucktablette vergleichen, bei der man am nächsten Tag schon eine Verbesserung sieht.

Was passiert, wenn man zu viel macht?

Unsere Haut ist nicht dafür gemacht, von morgens bis abends gefettet, geölt und gecremt

zu werden. Die Haut selbst macht naturbedingt einen recht guten Job, da sollte man sie nicht ständig von außen stören. Das fängt schon damit an, dass viele Menschen heute zweimal am Tag duschen. Durch die häufige Verwendung von Duschgel und anderen Reinigungsprodukten wird die natürliche Hautbarriere unnötigerweise gestört. Es ist auch ein Irrglaube zu meinen, man müsste die Haut ständig mit fetten Cremes versorgen. Das überfrachtet sie nur und verursacht besonders im Gesicht oft akneartige Entzündungen.

Aber gibt es nicht Situationen, in denen die Haut Unterstützung von außen braucht?

Eine gesunde Haut ist von vielen Faktoren abhängig. Einmal kommt es auf den Hauttyp an. Bin ich eher der mediterrane Typ oder eher der mit blasser Haut und vielen Sommersprossen? Hält man sich sehr viel in der Sonne auf oder in extremer Kälte? Nicht immer kann sich die Haut von allein regulieren. Wenn die Rahmenbedingungen erschwert sind, braucht sie von außen Unterstützung. Man kann aber sicher sagen: Je mehr Stressfaktoren von außen auf die Haut einwirken, umso früher braucht sie Unterstützung.

Was ist an der Weisheit dran, bei trockener Haut helfe viel zu trinken?

Das ist leider ein Irrglaube. Wenn Sie zwei Liter mehr trinken, kommt nur ein Bruchteil in der Haut an. Die Haut ist nur unzureichend an unseren Blutkreislauf angeschlossen, sie liegt leider an der Peripherie, anders als Herz, Muskeln und Nieren. Deshalb halte ich es für wichtig, sich der Haut etwa vom 30. Lebensjahr an vermehrt auch von außen zuzuwenden.

Jede zweite Frau behauptet, sie habe trockene Haut. Wie lässt sich das eigentlich feststellen? Die wichtigste Frage ist: Ist meine Haut eher fettarm und trocken? Oder eher fettig und feucht? Fettarm-trocken oder fettig-feucht, das sind im Wesentlichen die beiden Hauttypen. Dafür habe ich drei Gesichtsercremes entwickelt. Für jemanden, der wenig braucht, gibt es eine leichte Lotion. Für die sehr trockene Haut eine Fett-in-Öl-Emulsion.

Wie sieht es mit der Empfehlung aus, dass man immer bei einer Pflegelinie bleiben sollte? Das ist völliger Blödsinn. Von der Thematik muss man sich verabschieden. Hautpflege soll bitte nichts Missionarisches haben. Wenn Sie eine tolle Reinigung haben, warum sollte ich Ihnen dann raten, etwas aus meiner Serie zu nehmen? Sie können jedes Produkt mit jedem kombinieren. Alles andere ist Marketing.

Aber eine gewisse Reihenfolge gibt es doch? Absolut, die Regel, die Reihenfolge einzuhalten, ist von elementarer Bedeutung. Wenn Sie ein Serum nehmen, muss die Haut davor gereinigt sein. Durch den Wasserkontakt saugt sich die Hornhaut kurzfristig voll mit Wasser und ist deshalb besonders gut konditioniert für die Aufnahme von Pflegeprodukten. Das ist wie beim Eincremen nach dem Duschen, das funktioniert auch besser als auf trockener Haut.

Nochmal zurück zu Vitamin A und Vitamin C. Gerade bei Vitamin A, also Retinol, wird immer wieder davor gewarnt, dass es bei einer übertriebenen Dosierung zu Hautirritationen kommt. Welche Dosierung empfehlen Sie? Vitamin C hat kaum irritatives Potential, es kribbelt allenfalls ein bisschen auf der Haut, so wie Brausepulver. Bei Vitamin A ist es tatsächlich ein bisschen anders. Hier kann es gerade zu Beginn zu Hautreizungen kommen, aber am Ende trägt es fast jede Haut, mit Ausnahme vielleicht der sehr empfindlichen Rosazea-Haut. Ich empfehle als Faustregel gerne eine einschleichende Anwendung: drei Wochen jeden

dritten Abend, dann drei Wochen jeden zweiten Abend, von der siebten Woche an jeden Abend. Es gibt allerdings auch Leute mit einer unkomplizierten Haut, die können vom ersten Tag weg jeden Abend Vitamin A nehmen.

Ihre neue Pflege ist unisex. Ist es auch eine Mär, dass Männerhaut andere Bedürfnisse hat? Auch das ist vor allem cleveres Marketing und die Rechtfertigung der Industrie, um neue Produkte zu lancieren und Wachstum zu generieren. Die Haut eines Manns ist etwas dicker, und die Anteile an Östrogen und Androgen sind zwischen den Geschlechtern natürlich verschieden. Männliche Hautzellen sind aber nicht anders als weibliche Hautzellen. Der einzige Aspekt, der gegen eine Unisex-Pflege spricht, ist die Parfümierung. Dabei haben Frauen durchaus andere Vorstellungen als Männer. Da der Trend aber immer mehr zu unparfümierten Produkten geht, ist dieses Argument nicht mehr nachzuvollziehen.

Ihre Gesichtspflegecremes haben keinen Lichtschutzfaktor. Ist das noch zeitgemäß? Warum sollte ich chemische Formeln und ähnliche Filter auf die Haut schmieren, wenn ich sie gar nicht brauche? Für den Weg ins Büro braucht man normalerweise keinen Sonnenschutz. Stattdessen sollte man immer eine Sonnencreme in der Handtasche haben, für den Fall, dass plötzlich die Sonne herauskommt und man sich ins Straßencafé setzen möchte. Natürlich darf die Haut nicht über längere Zeit ungeschützt der Sonne ausgesetzt werden, aber auch hier plädiere ich dafür, zu Maß und Mitte zurückzukehren. Sonne ist auch etwas Schönes und nebenbei gut für unsere Seele.

Also ein separater Sonnenschutz? Genau, wir haben gerade eine Sonnencreme mit einem sehr hohen Schutz auf den Markt gebracht. Von der routinemäßigen Verwendung von chemischen Filtern in der täglichen Hautpflege halte ich nichts. Sonnenschutz braucht man, wenn man sich in der Sonne aufhält. Dabei gilt es viele Faktoren zu beachten: Wie ist mein Gewöhnungszustand an die Sonne? Im September ist die Haut in der Regel in

unseren Breitengraden nicht so empfindlich wie im April oder Mai. Dann hängt es davon ab, welcher Hauttyp ich bin, zu welcher Tageszeit und in welcher Höhe ich der Sonne ausgesetzt bin und wie nahe ich am Äquator bin. Auch eine reflektierende Umgebung mit Schnee oder Wasser muss berücksichtigt werden.

Welchen Einfluss hat Alkohol auf die Haut und den Alterungsprozess? Das ist eine schwierige Frage. Wer möchte auf ein gutes Glas Rotwein oder Champagner verzichten? Gegen Alkohol in Maßen spricht nichts. Aber leider muss man sagen, dass der regelmäßige Konsum von Alkohol schlecht für Zellen und Organe ist, da Alkohol zelltoxisch ist. Menschen, die bis ins hohe Alter gut drauf sind, sind nicht diejenigen, die exzessiv trinken, rauchen oder großes Übergewicht haben. Am Ende geht es immer darum, ein gesundes Körpergewicht zu halten, sich gut zu ernähren und einen ausgeglichenen vegetativen Rhythmus mit viel Bewegung und guten Schlafzyklen zu fördern.

Volker Steinkraus



Der heute 68 Jahre alte Volker Steinkraus gehörte zu Beginn des neuen Jahrtausends zu den ersten deutschen Medizinerinnen, die Hautpflege-Produkte unter eigenem Namen lancierten und auf diese Weise dermatologische Kompetenz und Beauty-Marketing verknüpfte. 1993 hatte sich Steinkraus habilitiert. Er leitete danach für kurze Zeit die Hautklinik am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. 1997 gründete er ein eigenes Zentrum für Dermatologie in Hamburg, das Dermatologikum. Es folgte die Pflegeserie SBT von 2005 an in Kooperation mit der Juvena/La Prairie-Gruppe in der Schweiz. Die Serie ist noch immer zu haben, allerdings ohne Volker Steinkraus' Zutun. Im Jahr 2021 lancierte Steinkraus seine Linie unter eigenem Namen.

Grüne Wiesen im Sonnenschein: Bis ins Heidiland ist es von hier aus nicht weit. Nur die Sonne scheint nicht immer über Flims. Und hinter den Bergen könnten sich schon die nächsten Wolken auftürmen. Für Mountainbiker ist das weniger Hindernis als Herausforderung.



Grüße aus Flims und Laax

Von Jennifer Wiebking

In den Schweizer Bergen schmilzt bald der Schnee. Auch dann ist diese Ortsgemeinschaft in Graubünden etwas für Aktivurlauber.



Dass die Gegend mit Trails auf mehr als 300 Kilometern ein Outdoor-Paradies ist, sieht man auch am späten Nachmittag, wenn sich die Biker mit ihren matschigen Edelrädern an der Talstation Flims treffen.



Architektonische Superlative wie das höchste Gebäude oder das größte Aquarium erwartet man eher in Luxusstädten des Nahen Ostens als in den Schweizer Alpen. Aber seit vergangenem Jahr hat Laax immerhin: den längsten Baumwipfelpfad der Welt. Daran angeschlossen ist eine kurvenreiche Rutsche – mit 73 Metern die vermutlich längste im Ort.

Mit dem Gelben Haus hatte Flims bis in die Neunzigerjahre ein gelbes Wohnhaus samt Gemüseladen. Was im Ort fehlte, war die Kunst. Der Schweizer Architekt Rudolf Olgiati, der sich in Flims zu Hause gefühlt hat, vermachte seine Kulturgüter-Sammlung dem Ort kurz vor seinem Tod. Unter einer Bedingung: Das Gelbe Haus müsse umgebaut werden. Heute ist es weiß und ein Museum.



Die Schweizer Kost muss man in Beziehung zum Bewegungsangebot setzen, dann wirkt sie gleich nicht mehr so mächtig. Das Restaurant „Haldenhaus“ serviert die entsprechenden Bündner Spezialitäten: Pizokel (oben), eine Art Spätzle mit Gemüse, Rahm und Käse, sowie Maluns (unten), ein Kartoffelgericht mit Apfelmus und Alpkäse.

Der Natur ist man an der Talstation Laax ganz nah. Die Digitalisierung hat trotzdem schon Einzug gehalten in die Schweizer Bergwelt. Ohne die „Inside Laax“-App auf dem Smartphone lassen sich im „Piazza cafedeli“ noch nicht einmal Hibiskus-Eistee und Orangen-Gazosa bestellen.



Diese Seife wird kommentiert. Steht sie im Badezimmer und sind Gäste da, kann man sich auf ein paar Aesop-Anekdoten gefasst machen. Das liegt daran, dass Händewaschen seit zwei Jahren, seit Beginn der Pandemie, zum Ankommensritual von Besuchern gehört – Jacke ausziehen, am besten auch die Schuhe, dann bitte unbedingt kurz im Bad verschwinden. Es hat aber auch mit dieser Seife zu tun. Kehren die Gäste zurück, sagen sie zum Beispiel: „Keine Seife riecht so gut wie diese.“ Oder: „Was für eine Wohltat, auch noch die passende Handcreme.“ Oder: „Ach, da ist wirklich Aesop drin. Ich war neulich bei einer Freundin, die in die Flasche irgendein dm-Zeug gefüllt hat. Roch total enttäuschend.“

Diese Seife, oder besser diese Beauty-Marke, hat es – auch in Deutschland – zum Distinktionsmerkmal einer gehobenen Mittelschicht geschafft. Dafür sprechen nicht nur die Besucher-Kommentare. Wenn Journalisten und Romanautoren das Leben ihrer Protagonisten genauer beschreiben wollen, dann ist mit der Erwähnung von Aesop im Badezimmer einiges geklärt. Wenn Badezimmerhersteller ihre Produkte auf Bildern inszenieren, Duschen, Waschbecken, Regale, dann platzieren sie auf den Ablageflächen vorzugsweise Aesop. Das mag am Design der Flaschen, Tuben und Tiegeln liegen: weißer Grund, schwarze Typo, extrem enge, kleine Schrift – als gäbe es wirklich viel über diese Seife zu sagen, und als könnte sein Besitzer wie selbstverständlich die Konzentration aufbringen, sich das alles durchzulesen.

Es liegt aber auch an dem, was drin ist, und daran, wie das riecht. Zusammen ergibt sich daraus eine Art Lebensgefühl. Aesop ist damit längst etwas für mehr als ein paar „Monocle“-Leser, die sich in der ganzen Welt zu Hause fühlen. Nämlich auch für jene, die an einem Ort verwurzelt sind, von dem aus sie nicht ständig Bilder ihrer Badezimmer-Regale in die digitale Welt jagen, und die trotzdem seit einer Weile darauf achten, in welchem Winkel welches Produkt wo steht – Marie Kondō hat ihre Spuren hinterlassen.

Beginnt man am Ursprung, in den ersten Stunden der Marke im Jahr 1987, landet man bei Suzanne Santos, die seit dem Jahr eins für Aesop und dessen Gründer Dennis Paphitis arbeitet. Sie lebt in Melbourne, wo Aesop entstanden ist, und hört man ihr im Teams-Call zu, dann erzählt sie vom Händewaschen in drei Akten: „Das Aroma, dieses Gefühl, das Nachgefühl.“ So eine Seife vergisst man nicht so schnell.

So ähnlich könnte es einigen Kunden eines Melbourn Kaufhauses ergangen sein, damals mit den ersten Körper- und Handcremes, der Haarpflege, dem Öl. Das Kaufhaus gestattete der jungen Marke, ihre Produkte zu verkaufen. Suzanne Santos wusste, dass es nicht genügen würde, sie einfach ins Regal zu stellen. „Diese Produkte müssen die Menschen erst mal in den Händen halten, und dafür sorgte ich: Ich trug den Kunden die Handcreme direkt auf.“ Im Kaufhaus hatte Aesop zu diesem Zeitpunkt keinen Tresen, sondern nur einen kleinen Tisch. Frisches Wasser holte Santos sich regelmäßig aus den Waschräumen, dann ging sie auf Leute zu. Es habe Mut gekostet, Menschen direkt anzusprechen, sagt sie. „Ich hatte zuvor keine Erfahrung im Verkauf. Ich wurde aber wirklich selten abgewiesen, vermutlich weil ich irgendwie wusste, wie man auf Menschen zugeht.“ Kein Wunder – Suzanne Santos hat Soziologie studiert.

Aesop mag sich im Marketing als Philosophin unter den Beauty-Marken geben, mit dem Namen eines Dichters aus dem antiken Griechenland im sechsten Jahrhundert vor Christus, der, so die Vermutung, ein großer Geschichtenerzähler gewesen sein muss. Hinter Produkten wie Reverence Aromatique Hand Wash und A Rose By Any Other Name Body Cleanser und Redemption Body Scrub, die heute überall auf der Welt erhältlich sind, muss trotzdem ein Beautykonzern stehen, der längst nicht mehr allein von diesem Dennis Paphitis, der nie in Interviews in Erscheinung tritt, gelenkt wird. Die Mehrheit von Aesop gehört seit zehn Jahren dem brasilianischen Konzern Natura, seitdem

hat er immer mehr Anteile hinzugekauft. Mittlerweile ist Aesop komplett in seinem Besitz. Die Bedeutung der Marke leidet nicht darunter, ihre Klientel ist sogar größer geworden.

Anders lief es etwa 20 Jahre zuvor mit The Body Shop, ebenfalls Teil der Natura-Gruppe. Die Britin Anita Roddick war in den Siebzigerjahren die Erste gewesen, die bei ihren Produkten auf Tierversuche verzichtet hatte. Das kam einer Revolution gleich. Auch diese Marke wurde zum Kultprodukt einer gesellschaftlichen Gruppe. Irgendwann verlor sie an Strahlkraft. Bei Aesop ist das bis heute nicht passiert – vielleicht, weil Aesop eben nicht in Bahnhofs-Läden und jeder Fußgängerzone zu haben

Große Seifenoper

Von Jennifer Wiebking

Händewaschen in drei Akten: Die Produkte einer ehemals kleinen australischen Kosmetikmarke sind zum Distinktionsmerkmal einer gesellschaftlichen Gruppe geworden. Wie hat Aesop das geschafft?



Zur Zierde: Ob als Vase oder als Behältnis für günstigere Produkte – die Aesop-Flasche taugt als Statussymbol.

ist, sondern auf andere Weise nah dran bleibt am Leben seiner Kundschaft, der gehobenen Mittelschicht.

Die hat es heute, zumindest gefühlt, nicht leichter als früher. Immer wieder ist vom Druck die Rede, unter dem sie steht. Der Kommunikations-experte Dominik Pietzcker, der an der Hochschule Macromedia lehrt und über Luxuskunden forscht, beobachtet den Mentalitätswandel in dieser sozio-ökonomischen Gruppe. „Sie ist heute eher in urbanen Räumen anzutreffen und führt dort ein vom natürlichen Umfeld maximal entferntes Dasein. Sie lebt hinter Glas, Stahl und Beton, mit Klimaanlage

gen und mit SUVs.“ Die Angehörigen dieser Schicht führten ein geradezu abstraktes Leben, sagt Pietzcker, und um diesen Status aufrechtzuerhalten, müssten sie sich, anders als etwa die soziologisch schmale Gruppe der Erben, in einem ausgeprägten Konkurrenzgefüge behaupten. Es ist nicht geklärt, ob sie wirklich stärker gefordert ist als Generationen vor ihr, oder ob sie sich selbst heute nur mehr mit sich und ihren Belangen befasst. „Aber die Reizüberflutung, der ökonomische Druck und damit auch der innere Druck steigen.“ Das hat mit der Liberalisierung der Arbeitsverhältnisse zu tun, mit der schwierigen Entwicklung des Wohnungsmarkts. „Wir können heute zur gehobenen Mittelschicht gehören und morgen entlassen werden. Sicherheit ist ein rares Gut.“

Ein Cremetiegel wird einen zwar nicht vor dem Umzug in ein weniger attraktives Stadtviertel bewahren oder für den Verdienstausschlag aufkommen. Aber Pietzcker beobachtet, dass es Marken gibt, die mentale Anker sind. Die einen vermitteln Schutz vor der rauen Welt da draußen, wie zum Beispiel Birkenstock oder auch Outdoor-Marken. Die anderen schaffen Wohlgefühl nach innen, wie Aesop und andere Marken aus der Naturkosmetik. „Mit seinem Versprechen auf Ehrlichkeit, Achtsamkeit und Entscheidungsbefähigung bedient Aesop die inneren Bedürfnisse dieser Gruppe geradezu spiegelbildlich.“

Die Produkte sind nicht günstig, sie kosten keine 3,99 Euro, aber ein Seifenspender schlägt auch nicht stärker zu Buche als zwei Pizzen und zwei Gläser Wein beim Italiener um die Ecke. Dafür hält er, selbst in hygienischen anspruchsvollen Zeiten, ewig. Und entscheidend ist: Die Flaschen sind dunkelbraun. „Als kämen sie aus einer Apotheke des späten 19. Jahrhunderts“, sagt Pietzcker. Auch das macht sie bedeutungsschwer. „Da ist die Vorstellung vom freundlichen Apotheker, der mit seinem Mörser Kräuter und Fette zerstoßt und ein kleines bisschen Magie beimischt.“

Deshalb erkennt man Aesop auch sofort. Dabei waren die Produkte ursprünglich in blauen Flaschen abgefüllt, erzählt Suzanne Santos. „Mit weißen Labels aus recyceltem Papier und goldener Schrift im Tiefdruck.“ Aesop verkaufte sich damals noch unter dem Namen Emeis, dem altgriechischen Wort für „wir“. Das ist noch immer der offizielle Unternehmensname der Marke, nur bekannt ist sie heute eben als Aesop. Zu den braunen Tiegeln kam es erst mit der Handcreme. „Wir mussten sie irgendwie abfüllen, und unser Chemiker kam auf diese Idee. Aber das war keine einfache Entscheidung. Wir haben noch nie sporadische Lösungen gefunden.“

Kaum ein Satz, den Suzanne Santos äußert, klingt, als wäre er einfach so dahingefahren. Es zeigt sich in den Prinzipien der Marke: Bevor im popkulturellen Mainstream die Auflösung der Geschlechtergrenzen gefeiert wurde, lebte Aesop dieses Konzept schon. „Man sieht überhaupt nie Menschen im Zusammenhang mit Aesop-Bildern“, sagt Dominik Pietzcker. „Man sieht keine sinnlichen Lippen, tiefen Ausschnitte oder tätowierte muskulöse Oberkörper.“ Man sieht also auch kein bestimmtes Alter, keine Ethnie, keine Hautfarbe. Gerade deshalb sieht eine gesellschaftliche Gruppe, die sich stark um sich dreht, sich selbst darin.

Und sie sieht sich ja gerade wirklich oft. „Ich bin in einer Zeit geboren, in der man sehr selten in den Spiegel geschaut hat“, sagt Suzanne Santos. Jetzt hat auch sie sich ständig im Blick, in den vielen Videokonferenzen. So geht es auch ihrer Klientel, mit ihren Office-Jobs im Homeoffice. Das führt dazu, dass sogar innerlich gefestigte Menschen nach zwei Stunden Gruppenchat irgendwann äußerliche Makel entdecken, die Augen als klein empfinden, die Falte zwischen den Augenbrauen als zu tief. „Das führt auf Dauer zu einer falschen Wahrnehmung von Perfektion“, sagt Santos. Aesop reicht ihnen zu diesem Zweck keinen Make-up-Pinsel, sondern zumindest das Gefühl, dass alles gut ist, wie es ist. Ausgerechnet mit Schönheitsprodukten. ◀



Heute lässt sich alles Mögliche abonnieren. Ja, auch Nassrasierer (Estrid). Von nun an auch mit passenden Waschprodukten.



Das Farbfeuerwerk auf der Terrasse von Franziska von Hardenberg zeigt es: Tisch und Kultur sind gar nicht so spiessig wie der Begriff Tischkultur im ersten Moment vielleicht klingt. („Tischkultur“, Callwey)

Mehr „sisu“ wagen?

Wenn die Laune auch Ende März noch auf Mitte-Januar-Niveau ist, könnten die Finnen mit einer Lebenseinstellung helfen: Sisu. Bedeutet: Stärke zeigen, durchhalten, wir schaffen das.

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von Jennifer Wiebking

129



Es kommt vor, dass aus unmöglich hässlichen Teilen ein Trend entsteht. Zuletzt gesehen am Beispiel des dicken Scrunchie-Haarbands. Das geht jetzt in die nächste Runde – als Mini-Scrunchie. (Slip)



Und noch mal ein Armband, hier in erster Auflage von der Londoner Schmuckdesignerin Isabel Bonner. Nachfolger des Statement-Ohrings?

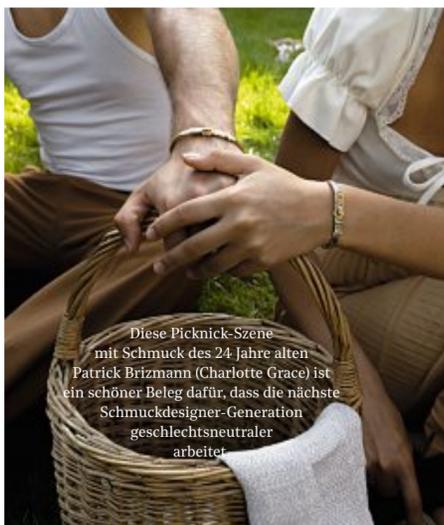


Netflix-Serien sind nur ein Marketing-Tool, dessen sich Luxuslabels gerade im Sinne der Sichtbarkeit behelfen. Auch das gute alte Buch erlebt seit einer Weile eine Renaissance, siehe „The Fendi Set“. (Rizzoli)



The Attico verkauft Menschen, die für ihr Leben gerne aussehen, Partykleider – und jetzt auch passende Sonnenbrillen für tagsüber. (The Attico x Linda Farrow)

Mit dem Zweiten trägt man's besser Secondhand-Kleider sind für immer mehr Menschen erste Wahl. Gemäß einer neuen Umfrage des Marktforschungsinstituts Kantar haben 67 Prozent der Deutschen schon gebrauchte Kleider gekauft, elf Prozent mehr als im vergangenen Jahr. Gute Nachrichten sind das auch für den Auftraggeber der Umfrage, Momox.

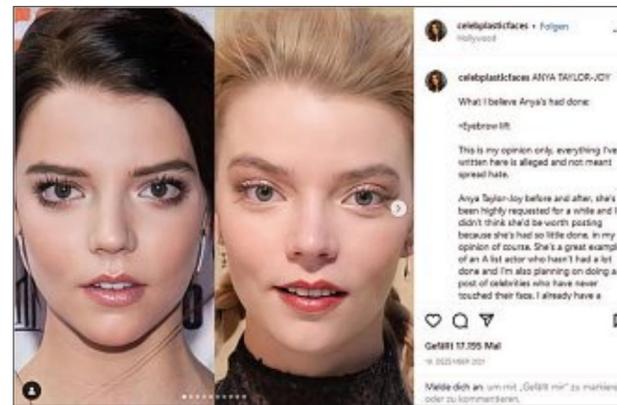


Diese Picknick-Szene mit Schmuck des 24 Jahre alten Patrick Brizmann (Charlotte Grace) ist ein schöner Beleg dafür, dass die nächste Schmuckdesigner-Generation geschlechtsneutraler arbeitet.



04651 – die Vorwahl wählen Leute, wenn sie in der „Sansibar“ oder der „Kupferkanne“ nach einem Tisch fragen. Und was tragen sie dann da auf Sylt? Vielleicht den Pullover der Marke 04651.

Foto: The Fendi Set; Photography by Nikolai von Bismarck; Hersteller: (?)



Wirklich? Auch sie? Vorher-Nachher-Fotos von Model Chrissy Teigen und den Schauspielerinnen Anya Taylor-Joy und Natalie Portman (im Uhrzeigersinn von links oben)

Schöner Schein Von Caroline Jebens

Plastische Eingriffe sind immer seltener offensichtlich. Einige Detektive schauen im Netz genauer hin – und stellen damit unser Bild von Natürlichkeit infrage.

Dass Schönheit im Auge des Betrachters liegt, ist eine komfortable Lüge. Sicherlich, jede Perspektive beruht auf einer Einstellung und kann so ein eigenes schönes Bild erfassen. Dennoch ist es doch so, dass es viele Perspektiven gibt, die sich unweigerlich überschneiden. Und die Überschneidung ist dann das, was kollektiv als schön empfunden wird: das konventionelle Schönheitsideal. Ganz abgesehen davon, dass dieser Satz irgendwie immer so wirkt, als hätte sein Schöpfer, der Geschichtsschreiber Thukydides aus dem antiken Griechenland, damit eine Person trösten wollen, die nicht in dieses Ideal passt – er hätte nicht erahnen können, wovon 2500 Jahre später unsere Blicke gebannt sind. Schönheit suchen Augen heute stundenlang auf einem kleinen, rechteckigen Display. Eine Plattform spült täglich 95 Millionen neue Bilder darauf, in denen eine Milliarde Betrachter ihre Blicke ertränken. Diese Bilder fordern einen jedoch nicht heraus, das individuell Schöne zu entdecken; sie sind dem Ideal schon gefällig.

Früher konnte man ihm durch Diäten, Ertüchtigung, Kosmetik, Kleider entsprechen; heute geht es auch durch Retuschen, durch Filter. Und irgendwo dazwischen schneiden Messer Haut, schaben Raspeln Knochen zurecht, die dem Körper die Form geben sollen, die er doch schon immer hätte gehabt haben sollen. Hat nicht jeder das Recht, den Körper und sein Bild selbst zu bestimmen? Ist es wirklich so wertlich, sein wahres Selbst in konventioneller Schönheit zu suchen? Oder nehmen einige wenige durch diesen Anspruch doch viele andere in Sippenhaft? Indem sie sie unter Druck setzen, sie auffordern, sich mit ihrem Körper, ihrem Abbild intensiver zu beschäftigen? Indem sie sie nicht vergessen lassen, dass es immer einen Betrachter gibt, der bestimmt, was schön und was unschön ist? Auf Instagram gibt es nicht nur sehr viel konventionell Schönes zu betrachten, sondern auch das: Profile, die sich der Problematik dahinter annehmen. Sie versuchen zu vermitteln, zwischen denjenigen, die besonders oft fotografiert werden, und denjenigen, die besonders viele dieser Fotografien sehen. Die Accounts heißen @celebface oder @celebplasticfaces oder @social_media_vs_real_life. Ihre Betreiber

stellen Fragen wie: Wurde posiert? Retuschiert? Gefiltert? Oder: Wurde operiert? Einigen gehe es (das wird immer wieder betont) nicht darum, bloßzustellen: Denn Personen, vor allem Frauen, die in der Öffentlichkeit stehen, gelten zwar meist ohnehin als schön, doch wer idealisiert wird, wird gleichzeitig dazu genötigt, sich diesen Idealen zu unterwerfen. Es sei schließlich hart genug, ständig beobachtet und beurteilt zu werden. Man wolle also lieber höflich sichtbar machen, dass diese schönen, berühmten Frauen (und einige Männer) nie so perfekt seien, wie sie erscheinen. Es geht aber nicht darum zu zeigen, dass sie eigentlich hässlich seien und nur schön, weil reich. Sondern darum zu erkennen, dass nicht mal die Idealsten unter uns ideal sind – und die anderen schlecht daran täten, sich daran zu messen.

„Ich habe immer gedacht, dass die schöne Jennifer Lawrence natürlich schön ist – oder zumindest größtenteils“, steht da unter einer Gegenüberstellung von zwei Bildern der Schauspielerin. Auf den ersten Blick sieht sie auf beiden genau gleich aus: durchdringende, grünblaue Augen, ebene Haut, perfekt geschminkt. Es überrascht doch sehr, liest man weiter, dass auch sie sich die Nasenspitze habe stutzen lassen. Und Wangenfett absaugen, Wangenknochen aufspritzen, Augenlider aufschneiden, Augenbrauen anheben und Schlangengift in die Stirn spritzen lassen. Klar, sie spekulieren, die Detektive hinter diesen Profilen; doch folgen sie einem Hinweis, dann arbeiten sie akribisch. Ihre Beweise legen sie ausführlich, überzeugend dar. Vorangestellt ist die Prämisse: nicht ausfällig werden, nur eine Meinung äußern. Gemeint ist: Auch Lawrence ist gemacht. Nur sieht es niemand, denn sie sieht immer noch aus wie sie selbst. Klickt man sich durch die vielen Gegenüberstellungen von ein und derselben Person mit ihrem natürlichen und ihrem idealisierten Selbst, dann hämmern sich mit jedem Antippen die immer gleichen Fragen in den Kopf: Wie, auch sie? Wirklich? Hat sich Zoë Kravitz das Kinn abschleifen lassen? Blake Lively weiße Zähne aufkleben lassen? Gisele Bündchen sich die Lippen füllen lassen? Sicherlich, plastische Eingriffe

sollen verjüngen und bewahren, nicht unbedingt verändern. All diese Schauspielerinnen, Models und Sängerinnen – das wird immer wieder betont – seien „natürliche Schönheiten“, ob mit oder ohne Eingriff. Doch wo hört Natürlichkeit auf? Nach gerade gerückten Zähnen, einem monatelang trainierten Bauch, stundenlang gefärbtem Haar, nur einem Ton dunkler, nur ein paar Strähnen mehr? Alles Maßnahmen im Sinne natürlicher Schönheit, meint man doch; allein vorgenommen, um hervorzuheben, was schon da ist. Warum sollte die Formvollendung genetischer Zufälle schon schöner sein als das Resultat von Wiederholung, von einem Prozess, von Hingabe? Warum erstaunt es dann aber so sehr, dass eine Jennifer Lawrence all diese Feinheiten in ihrem Gesicht hat vornehmen lassen? Weil die Maßnahme, sich die Stirn aufschneiden zu lassen, so viel brutaler erscheint? Warum das Blut, wenn sie doch für die durchschnittliche Betrachterin gleich schön bleibt? Die Youtuberin Natalie Wynn dachte in einem ihrer klugen Videoessays vor einigen Jahren in einem anderen Zusammenhang über diese Frage nach. Sie hatte in Folge ihrer Transition gerade eine „Facial Feminization Surgery“ hinter sich, eine Gesichtsfeminisierung. Auch sie ist natürlich schön. Dennoch ließ sie sich die Stirn konturieren, die Brauen liften, die Nase korrigieren, die Unterkiefer formen. Warum, fragt sie als Transfrau, all die Schmerzen, all die Zeit, all das Geld, nur wegen dieser wenigen Millimeter, durch die sie sich ein wenig wohler fühlen kann? Nun, für sie sei das natürlich keine Schönheitsoperation. Es sind plastische Eingriffe, die Geschlechtsdysphorie lindern. Sie möchte so feminin aussehen, wie sie ist. Aber, so fragt sie: „Lässt sich das so klar unterscheiden?“ Geht es nicht schließlich um das Bild, das man von sich hat, und welches man von sich macht? Vielleicht geht es bei den Schauspielerinnen und Models, deren konventionelle Schönheit für alle ersichtlich ist, dann doch nur darum, in ihren eigenen Augen noch ein wenig perfekter auszusehen – und zwar genau so minimal, dass andere diese komfortable Lüge glauben: Sie sind, natürlich, schön.

Foto: Instagram/Celebplasticfaces

CHRISTINE: DAS LEBEN AM OFFENEN FENSTER GENIEßEN

Das Bedürfnis, aus der Stadt zu ziehen, kommt meist in dem Moment auf, in dem die Familie Zuwachs bekommt. Als junge Eltern hat man weniger Zeit, das kulturelle und soziale Leben einer Metropole zu nutzen. Gleichzeitig erscheint der Alltag mit einem oder mehreren Kindern in einer ruhigen Umgebung unkomplizierter und weniger anstrengend.

Aber natürlich gibt es nicht den einen richtigen Moment, ins Grüne zu ziehen. Christine war 60, als sie Paris verließ und allein in ihr Wochenendhaus in der Region Gâtinais zog, etwa 60 Kilometer südöstlich von Paris. Sie war frisch geschieden, und ihre beiden Kinder hatten das elterliche Nest schon seit langer Zeit verlassen.

Sie hätte diese Entscheidung schon früher treffen können, aber es brauchte dafür den richtigen Zeitpunkt. Die Innenarchitektin hatte das Leben auf dem Land schon drei Jahre lang ausprobiert, als ihre Tochter und ihr Sohn noch klein waren, aber nach kurzer Zeit schon vermisste sie die Großstadt, und das fast tägliche Pendeln zur Arbeit empfand sie als kräfteaubend. „Heute hätte ich vermutlich anders entschieden“, sagt sie. „Die Welt ist viel stärker vernetzt als 1968, man kann von fast überall aus arbeiten. Das ist der große Unterschied, der all das nun möglich gemacht hat. Aber es gibt auch Nahtstellen zu meiner Generation – dieselben stilistischen und intellektuellen Trends erleben ein Comeback.“

Schon in den Sechzigerjahren gab es eine Flucht aufs Land, die mit der heutigen vergleichbar ist. Die Menschen träumten von einem Leben im Grünen, viele von ihnen kehrten zu dieser Zeit der Stadt den Rücken. „Aber ein paar Jahre später kamen sie schon wieder zurück, weil das Berufsleben zu schwer zu bewältigen war“, erinnert sich Christine.

Etwa 20 Jahre später wagte sie den Schritt ein zweites Mal und begann ein neues Leben in einem kleinen Dorf. Diesmal sollte es für immer sein. Heute liebt sie es, in dem schönen Innenhof hinter ihrem alten Haus zu sitzen und von dort auf ihren Garten zu schauen, der sich im Laufe der Jahreszeiten jeden Tag ein kleines Stück verändert. „Ich genieße das Leben mit offenem Fenster, egal bei welchem Wetter.“

Sie lebt allein hier, aber sie fühlt sich deswegen keineswegs isoliert. „Ich habe das Glück, lebenswerte Nachbarn zu haben“, sagt sie mit einem Lächeln. Sie greifen ihr von Zeit zu Zeit bei kleinen Hilfsarbeiten unter die Arme, und sie lädt sie regelmäßig zu sich ein. Niemals würde sie ihr charmantes Häuschen gegen etwas Funktionaleres eintauschen. „Ich bin in einem Alter, in dem die Leute über nichts anderes reden, sie wollen sich alle Häuser kaufen, die keine Stockwerke haben. Über so etwas denke ich nicht nach.“ Das Treppensteigen ist vielleicht ein bisschen anstrengender als früher. Aber was macht das schon?

In einem anderen Leben hätte Christine wahrscheinlich ein anderes Haus oder sogar eine andere Region gewählt, die Bretagne oder die Ardèche zum Beispiel. Aber sie ist davon überzeugt, dass das Leben immer wieder Gelegenheiten bietet. „Oft passiert nichts, doch plötzlich geschieht etwas, und dein Leben nimmt eine andere Richtung.“ Manchmal liegt der Schlüssel zum Glück gerade darin, es nicht zu weit weg zu suchen. Christine hat es im Garten vor ihrem Haus gefunden.

ULRIKK UND ALEXANDRE: DIE LIEBE ZUM HOLZ IM HAUS ENTDECKT

Ulrikk und Alexandre sind leidenschaftliche Sammler. Ihr außergewöhnliches Haus, das in Form und Farben an die Siebzigerjahre erinnert,



Es ist nie zu spät, um ins Grüne zu ziehen: Mit 60 Jahren verließ Christine Paris.

Im Schutz der Bäume: Ulrikk und Alexandre sind selbst bei Regen draußen.



Zimmer frei

Im vergangenen Jahr schrieb unsere Autorin *Estelle Marandon* hier über ihren Entschluss, mit der Familie von Paris ins Grüne zu ziehen. Viele Städter waren schon da, auch die Designerin *Gesa Hansen* und die Stylistin *Charlotte Huguet*. Die drei bringen jetzt ein Buch heraus, in dem Wahl-Landeier über ihr neues Leben an Orten erzählen, die in Frankreich mehr Platz zur Entfaltung bieten. Ein Vorabdruck.



Kochen, Blumen, Gartenarbeit: Alice entdeckte mit dem Umzug neue Hobbys.



// Der gastfreundliche Charakter des Hauses macht sie glücklich, und dieses riesige Zusatzzimmer – die Natur. //



liegt mitten in einem Wald in der Region Loiret im Norden Zentralfrankreichs. Es ist eine wahre Fundgrube, in der Objekte aus den Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahren, Wandteppiche und ethnische Skulpturen gekonnt miteinander kombiniert sind. Das Paar liebt Vintage-Objekte und machte den Handel damit irgendwann zum Beruf. Auf ihrem Blog mit dem sehr treffenden Namen „Le Strict Maximum“ diskutieren die beiden über Dekoration und Architektur, und ihr Etsy-Onlineshop bietet eine großartige Auswahl an Retro-Design.

Vor etwa fünf Jahren fingen sie an, über einen Umzug aufs Land nachzudenken. „Wir entwickelten eine Liebe für diese Region – das Burgund und das Loiret –, vor allem wegen der vielen hier ansässigen Keramikünstler“, erinnert sich Ulrikk. „Das Erkunden dieser Gegenden weckte in uns den Wunsch, etwas anderes zu sehen als immer nur die gleichen vier Wände in der Stadt.“

Also machten sie sich auf die Suche nach einem Haus auf dem Land. „Ich wollte eines ohne Nachbarn, ich träumte von einem kathedralenartigen Wohnzimmer, und ich wollte riesige Bäume. Ich bin total verrückt nach dem Rauschen von Blättern im Wind. Wenn ich an einem Nachmittag draußen bin und eine Brise aufkommt, schlafe ich garantiert ein. Es wiegt mich in den Schlaf. Es ist, als hätte jemand dieses Haus für uns gebaut.“

Bevor sie sich Hals über Kopf in ihr Anwesen verliebten, hatten Alexandre und Ulrikk eine sehr genaue Vorstellung davon, wie moderne Architektur auszusehen hat. Eigentlich fühlten sie sich eher von Flachdächern und brutalistischen Designs mit viel Beton angesprochen. „Aber die Entscheidung, hierher zu ziehen, führte dazu, dass wir dem Charme der traditionelleren, weniger frontalen Bauweise erlagen. Ich war auf einmal begeistert von Häusern mit Steildächern, die ich vorher überhaupt nicht mochte. Damals war uns Holz in Innenräumen ein Graus, jetzt lieben wir es. Wir hätten auch nie gedacht, dass wir einmal sichtbare Balken und Vertäfelungen haben würden.“

Das Haus hat nicht nur ihren Geschmack auf den Kopf gestellt, sondern auch ihr Sozialleben, das heute aktiver ist als je zuvor. „Wir haben unsere Wohnung in der Stadt behalten. Sie ist natürlich kleiner, und wir haben dort viel zerbrechliche Keramik und Designerstücke, vor allem von Pierre Chapo. Es sind wertvolle Objekte, und wir stellten auf einmal fest, dass wir bei uns zu Hause gar keine Gäste mehr empfangen. Es ist nicht so, dass wir uns um die Sachen sorgen, aber die Leute sind verunsichert und fragen uns ständig: Darf man sich auf diesen Stuhl setzen?“

Alexandre und Ulrikk wollten in ihrem Landhaus eine einfachere, entspannte Atmosphäre schaffen, mit schönen Möbelstücken, die aber keinen großen Wert haben, damit sich alle wohlfühlen können. „Hier wollen wir frei leben. Wir haben uns für eine Mischung aus Komfort und Alltagsgegenständen entschieden, Möbel, die man benutzen kann, ohne dass man sich Gedanken machen muss. Unser Sofa sollte vor allem bequem sein, der Tisch groß und unempfindlich, so dass man mit einem Messer auch direkt darauf schneiden kann, wenn man möchte.“

Nicht nur der gastfreundliche Charakter des Hauses macht sie glücklich, sondern auch dieses riesige Zusatzzimmer – die Natur. „Schönheit findet man hier überall. Ich liebe es zum Beispiel, im Wald spazieren zu gehen, wenn es regnet. Ich stelle mich dann zum Schutz unter die Bäume, und alles hat auf einmal Sinn“, sagt Ulrikk. „Wenn es in der Stadt grau und regnerisch ist, wirkt es einfach nur trist. Man nimmt dort ohnehin nur den Morgen, den Mittag und den Abend wahr, auf dem Land aber gibt es 50 verschiedene Stimmungen. Das Fenster wird zu einer richtigen Attraktion. Nicht um zu schauen, was die Nachbarn machen, wie so ein Spießer, sondern weil die Natur selbst ein echtes Schauspiel ist.“

ALICE: STIEFMÜTTERCHEN UND KAPUZINERKRESSE ZUM KOCHEN

Alice steht vor ihrem schönen normannischen Bauernhaus und begrüßt uns in einem karierten Kleid und schwedischen Holzschuhen. Sie ist Stylistin, und das sieht man auch. Die jagdgrüne österreichische Weste, die sie über ihr Kleid gezogen hat, akzentuiert sie durch einen Ledergürtel in der Taille. Die dicken Wollsocken sind nach unten gerollt und vermitteln den Eindruck, als ob es hier einzig und allein um Bequemlichkeit ginge. In Wahrheit sind es aber gerade Details wie diese, mit denen sie ihren Stil ausdrückt. „Seit ich aufs Land gezogen bin, hat meine praktische Seite die Oberhand gewonnen. Aber als Stylistin habe ich schon immer Kleidung und Mode geliebt. Ich schaue dann vor allem auf das Zusammenspiel von Farben.“ So wie das kleine rote Halstuch, das sie sich um den Hals geknotet hat – das Dunkelgrün ihrer Weste lässt es noch tiefer erscheinen.

Alice hat ihre Liebe zum Landleben erst spät entdeckt. „Ich war ein Stadtkind und liebte Paris. Als ich in Toulouse wohnte, war es immer mein Traum, dorthin zu ziehen. Ich war das Klischee vom kleinen Mädchen aus der Provinz, das in die Hauptstadt wollte und von der Mode und allem, was dazu gehört, träumte. Es war wie eine Offenbarung, als ich Lital kennenlernte und anfang, an den Wochenenden hierher zu kommen“, erzählt Alice. „Es ist das Haus meiner Kindheit“, sagt Lital, ihre Partnerin. „Wir kamen immer ein- oder zweimal im Monat hierher. Als meine Mutter das Haus zum Verkauf anbot, dachte ich sofort: Ich muss einen Ort auf dem Land behalten. Wir hatten bereits Aliocha, unseren Sohn, und ich konnte mir einfach nicht vorstellen, in Paris Kinder großzuziehen.“

Alice sagt, dass sie sich dieses Haus nicht wirklich ausgesucht hat, sondern umgekehrt. Nach und nach gaben die beiden Frauen dem familiären Anwesen ihre persönliche Note. „Vorher war es sehr rustikal, ich wollte es vor allem leerer und leichter machen“, sagt Alice. „Wir haben die Möbel gestrichen, die Zierleisten, den Teppichboden und die großen Steine um den Kamin herum entfernt – alles, was ein bisschen sperrig war. Wir haben alles entrümpelt.“

Durch den Umzug hat sich Alice auch beruflich weiterentwickelt. Sie gab ihren Job auf und machte sich selbstständig. Vor allem aber entdeckte sie ihre Leidenschaft für Kochen, Blumen und Gartenarbeit. Darüber berichtet sie auf ihrem Instagram-Account und ihrem Blog „Alice in Food“. Sie erklärt, wie man mit essbaren Blumen kochen kann, mit Stiefmütterchen, Kapuzinerkresse, Kamille, und verwendet diese kleinen Gartengewächse, wo es nur geht.

Heute könnte sich Alice nicht mehr vorstellen, in einer Stadt zu leben, ohne dem Höllen-Tempo, wie sie es nennt, regelmäßig zu entfliehen. „Wenn ich in der Stadt bin, neige ich dazu, die Wochenenden zu verplanen. Erst gehe ich ins Museum, dann treffe ich mich zum Brunch mit einer Freundin, anschließend treffe ich mich mit jemand anderem zum Tee – das ist anstrengend. Heute sind unsere Wochenenden auch voll, aber eben anders. Wir haben Besuch von unseren Freunden, das ist nicht dasselbe.“

Übersetzungen: Estelle Marandon

„Coming Home to Nature: The French Art of Countryfication“ von Estelle Marandon, Gesa Hansen und Charlotte Huguet, erscheint am 14. April auf Englisch und am 11. Mai auf Französisch im Verlag Flammarion, 208 Seiten, 24,99 Euro.

Die Fotos aus dem Buch, die wir auf diesen Seiten drucken, sind von Stephanie Füssenich und Nathalie Mohadjer.

Die Arbeit an diesem Projekt begleiten die drei Autorinnen auch auf Instagram: @countryfication.



Lieblingsvorname? Auden, Theresa, Shalom, Rafael, Talulah, Amber



Foto: Untertreimen

Sie ist zu hören, aber nicht zu sehen. Die Kamera bleibt aus beim Teams-Interview mit **Amber Valletta** – so wie es für berühmte Menschen, die eigentlich ein Leben für die Bilder führen, gerade üblich wird. Seit mehr als 30 Jahren ist die heute 48 Jahre alte Amerikanerin, deren Nachname auf ihre italienischen Vorfahren hindeutet, als Model erfolgreich. Sie gehörte neben Kate Moss und Carolyn Murphy zu den Gesichtern der Neunzigerjahre. Mit dem Ruhm zeigte sich auch die Kehrseite: In ihren Zwanzigern wurde sie rauschgift- und alkoholabhängig. Sie begab sich in Therapie und hat der Mode trotzdem nicht den Rücken gekehrt. Heute gehört Amber Valletta in der Branche zu den prominenten Stimmen für mehr Umweltbewusstsein. Für die Marke Karl Lagerfeld arbeitet sie seit verganginem Jahr als Nachhaltigkeitsbeauftragte. Am 7. April erscheint ihre zweite Kollektion mit Mode und Accessoires für das Pariser Modehaus. Anstelle von herkömmlichem tierischem Leder nahm sie sich dafür Kaktusleder vor.

Was essen Sie zum Frühstück?

Können wir nicht mit einer anderen Frage beginnen? Na gut, also normalerweise ein Ei, etwas Avocado, Kaffee. Am Wochenende wird es auch manchmal ein größerer Brunch.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich kaufe nicht viel Kleidung, und wenn, dann sind es auf jeden Fall Stücke von Marken, die nachhaltig sind oder von denen ich weiß, dass sie auf korrekte Weise produzieren. Oder es sind Teile, die ich für immer in meinem Kleiderschrank haben werde.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich habe noch Teile aus der Zeit, als ich 18, 19 Jahre alt war. Darunter ist zum Beispiel ein Pullover von Martin Margiela aus grauer Wolle. Der ist immer noch cool.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich schreibe häufig Dankeskarten. Im Nebenzimmer liegt gerade ein ganzer Stapel bereit, den ich noch zu erledigen habe, denn vor wenigen Tagen hatte ich Geburtstag.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Zur Zeit lese ich „Ein Kurs in Wundern“ von Helen Schuman, das ist schon sehr beeindruckend. Es ist ein spirituelles Buch, sehr philosophisch, aber es wäre jetzt schwierig, Ihnen zu erklären, worum es darin geht.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich schaue keine Nachrichten. Die „New York Times“ habe ich abonniert, aber ehrlich gesagt lese ich sie nicht so gerne. Ich beschäftige mich viel lieber mit Nachhaltigkeitsthemen oder vertiefe mich in ein Buch über Wirtschaft. Aber ich weiß schon ganz gut Bescheid, was in der Welt passiert.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich halte keinen Smalltalk. Wenn ich auf Partys Leute treffe, versuche ich herauszufinden, wer sie sind und was sie interessiert. Klatsch interessiert mich gar nicht.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Bei dem Aretha-Franklin-Film „Respect“.

Sind Sie abergläubisch?

Ich bin der Auffassung, dass das Universum schon einen Plan für dich hat, und daran wird sich kaum etwas ändern, wenn man auf Holz klopft.

Worüber können Sie lachen?

Über mich und alle anderen.

Ihr Lieblingsvorname?

Auden, Theresa, Shalom, Rafael, Talulah, Amber. Das sind die Namen von Freunden und Verwandten.

Machen Sie eine Mittagspause?

Aber natürlich. Ich bin ein Mensch, kein Roboter. Ich muss schon etwas essen, und eine Pause tut gut.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Wo ich jetzt lebe, in Amerika. Zumindest ist das für den Moment so. Ich bin nicht an ein bestimmtes Land gebunden.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Gewürze und Saucen, die dort ewig stehen. Sojasauce ist immer da.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

In L.A. braucht man ein Auto, ansonsten fühlt man sich nicht frei.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich kann mit meiner Zunge einen Kirschstiel verknoten.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Einen Kirschstiel mit meiner Zunge verknoten. Und vielleicht trage ich auch zu viele Batikkleider.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Jesus Christus, Mutter Teresa, Martin Luther King.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Meinen Verlobungsring und Ohrringe. Aktuell trage ich auch eine Kette, die mir mein Verlobter geschenkt hat. Ich mag Schmuck wirklich gerne, leider geht das bei der Arbeit nicht. Eine Uhr habe ich noch nie getragen. Keine Ahnung, wie ich das vor der Zeit der Handys gemacht habe, aber ich habe mich ja zurechtgefunden.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Den Geruch, wenn ich jemanden umarme.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Vor einigen Jahren kamen meine Eltern nach Paris, das war großartig. Ich war für die Modewoche da, es gab eine Party anlässlich meiner 30 Jahre in der Mode, und ich hatte Geburtstag. Das war vor der Pandemie und ein großer Spaß.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Ich war lange Zeit nicht mehr auf einem Konzert, das letzte war Paul McCartney.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Absolut gar nichts. Ich bin komplett glücklich.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Ich trinke keinen Alkohol. Deshalb: Mineralwasser.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.



NANAMI BY BRETZ
ICONIC AWARD 2022 WINNER

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
FLAGSHIPS: KANTSTR. 17 BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9
DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG
HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN
HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
TRUE CHARACTERS



PATEK PHILIPPE
GENEVE



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK
BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION

MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

AUGSBURG Hörli | KÖLN Gadebusch | MANNHEIM Nitsch | MINDEN Laufer | MÖNCHEGLADBACH Kребber
MÜNSTER Oeding-Erdel | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner